

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Diplomaten	73
Hugo von Schubert. Von Julius Meier-Graefe	87
Die Wiederkehr. Von Maria Gräfin Gneisenau	91
Die alten Praterl. Von James G. Hyslop	96
Amerikana. Von Labou	105

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1909.

Abonnement pro Quartal M. 5.—, pro Jahr M. 20.—. Unter Kreuzband bezogen M. 5.65, pro Jahr M. 22.00. Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 23.20.
 Man abonniert bei allen Buchhandlungen, Postämtern und bei der Expedition Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,
 Kommandit-Ges. auf Aktien. Berlin W. 8, Französischestr. 14.
 Kapital: 5 Millionen Mark
 hat eine grosse Anzahl vorzögl. Objekte in Berlin u. Vororten zur hypothek. Beleihung zu zeitgemässen Zinssätzen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

9-4 Uhr.

Hotel Esplanade
 Berlin Hamburg
 Neu eröffnete Häuser ersten Ranges
 Restaurant im vornehmsten Stil
 Grill-room Five o'clock tea

Neues Schauspielhaus | **Grand Hotel Excelsior**
 Nollendorfplatz | Anhalter Bahnhof
Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants

EXCELSIOR
 Café-, Wein- u. Bier-Restaurant. Friedrichstrasse 67.
 Taubensch. 16 u. Mühlentstr.



Continental
 bester
Pneumatic

Mädler's Patent-Koffer

Reise-Artikel

Hochfeine Lederwaren

MORITZ MÄDLER

Leipzig
 Petersstr. 3

Berlin
 Leipzigerstr. 101/2

Hamburg
 Neuerwall 84

Frankfurt a. M.
 Kaiserstr. 29

Preisliste gratis: Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau.



Berlin, den 17. Juli 1909.

Diptychon.

Auf allen Höhen und Hügeln gallischer Dichtung begegnet, von den Tagen D'Urfés, des Aftträageugers, bis in die Republikanerzeit der Banville, Coppée, Richopin, dem Wanderer der abenteuernde Ritter, dems nie an Biz, immer an Geld fehlt und der stets bereit ist, für eine gute Sache zu sechten und furchtlos mit dem Teufel selbst um eine arme Seele zu raufen. In Hugos Don César de Bazan (der in Deutschland erst bekannt wurde, als er die Operettenbühne erklettert hatte), in Gautiers Fracasse und in den Musketieren des alten Dumas hat sich der Typus, in je nach der Mode verändertem Kleid, dem lustig aufleuchtenden Auge gezeigt; und seit die Romantiker in der Paarung ungleich Geschaffener einen neuen Reiz entdeckt hatten, sah man den fröhlichen Landsfahrer mit den leeren Taschen oft auch in ein über Menschenvorstellung edles Jungfräulein verliebt, als ver de terre amoureux d'une étoile, nach Hugos tönendem Wort. Aus dem spanischen Ritterroman, auf dessen Höhepunkt, in erhabener Einsamkeit, Don Quijote thront, stammt dieser Liebling romanischer Phantasie. Und als Herr Edmond Rostand ihm Cynanos Riechkolben und ein dem Modegeschmack angepaßtes Wams gab, jauchzte Allgallien in heller Lust. Endlich sah der Franzos auf seinen Brettern, wo allzu lange Skandinaven und Russen, Sozialisten und Symbolisten geherrscht hatten, wieder den echten Franzosen mit dem blanken Degen und der spitzen Zunge, den Idealgallier, der auf Schlachtfeldern und in Schlafzimmern seinen Mann steht. Daß der Herkules von Bergerac so spott-häßlich und zum Liebhaber drum nicht geboren war, schadete ihm nicht; pfeiferte noch den Genuß. Vor dieser Gestalt konnte die Nation sich in ihr Heidenalter zurückträumen, dessen letzter Glanzspender, Joachim Murat, in Kala-

brien als Hochverräther und Usurpator erschossen ward. Reitergeneral und Boudoirheld: so recht ein Mann für die Gallierlegende. Dreizehnter Vendémiaire und achtzehnter Brumaire, Saint Jean d'Acrc und Abukir, Austerlitz und Sena: überall vornan. Daß er den Rückzug von Smolensk nach Wilna leitete und, als König von Sizilien, nach der Schlacht von Leipzig zu den Oesterreichern überging, hat das Gedächtniß ihm nicht verargt. Murat hat dem Kaiser von Elba aus ja wieder auf den Thron geholfen und bis zum letzten Bank für Frankreichs Waffenehre gekämpft. Und wie viele Schlitzröckchen waren durch das bunte Leben des Gastwirthssohnes gerauscht! In Cahors, der Heimath Gambettas, ragt ihm ein Denkmal. Er blieb der Letzte, dessen Namen solche Leistung der Volkspheantasie einprägte. Sein Erbe wurde im Heldenroman D'Artagnan, der berühmteste der drei Dumasmusketiere; in der Alltagslegende des Heeres Gaston Alexandre Auguste Marquis de Gallifet, der nun, am achten Juliabend, gestorben ist. Ober wirklich, wie, nicht erst seit der Dreyfußzeit, behauptet wird, von dem Juden Porceret Coulet abstammte, der sich am Ende des sechzehnten Jahrhunderts in der Prooence taufen und als Franzosen naturalisiren ließ (Gallu: factus: daher der Name Gallifet), ob er seines Stammbaumes Wurzel nur bis zu Joseph de Gallifet ertasten konnte, der im siebzehnten Jahrhundert, als ein tapferer Zibustierhäuptling, im französischen Westen von Santo Domingo Gouverneur war: seine wahren Ahnen hießen Bayard, Lauzun, Murat, Bazan, D'Artagnan. Ihnen hat er zu ähneln versucht. Im Getümmel vornan, bis an die Schwelle des Greisenalters der Held beschwähter Weibergeschichten, immer in Schulden und immer ein Epigramm auf der Lippe. Der repräsentative Mann des alten Frankreich (an dem noch das neuste in zärtlicher Andacht hängt). Der nicht seltene Fall, daß ein Lebender sich einem beliebten Literaturtypus anzupassen trachtet. Einzelne Wesenszüge der Abenteueritter brachte Gallifet wohl aus der Wiege mit; doch er wollte alle haben und frisirte sich, bis er ihren Kopf hatte.

Vor Aller Augen; an dem Schaufenster, vor das die Menge sich drängte. Je mehr über ihn geredet wurde, um so behaglicher fühlte er sich; schlürfte die böshafte Anekdote wie Nektar. Ziel den Anderen nichts ein, so suchte und fand er selbst was. Der 1830, im Jahr des Romantifekts triumphes, Geborene kennt seine Landsleute und weiß, daß Theophil Gautier, trotz dem Fortunio, den Émaux et Camées, dem Capitaine Fracasse, ohne die leuchtende Sammetweste nicht so rasch berühmt geworden wäre und daß einem französischen Kriegsmann, der populär sein möchte, nichts so nöthig ist wie der panache, der ihn im dichtesten Gedräng dem Auge von Weitem erkennbar macht. Dafür sorgt er denn auch, in Afrika und der Krim, in Italien und Mexiko. Ist

bis zur Tollkühnheit tapfer; vergift nachher aber nie, zum Herold seiner Thaten zu werden. „Bei Puebla reißt mich eine Granate vom Gaul. Als ich zu mir komme, sehe ich meine Eingeweide aus dem Bauch quellen. Was ist dabei? Einem Jagdhund, dem ein Ober den Bauch geschlitzt hat, stecken wir die Kuteln wieder hinein und nähen die Haut dann zu. Also vorwärts! Zuerst krabbelte ich mich auf, stopfte die Eingeweide in meine Mütze: und nun los ins Feldlazareth. Der Bauch wurde nachher mit einer Silberplatte geflickt. Als der Silberpreis ins Bodenlose sank, haben meine Gläubiger sich schön geärgert.“ Das ist ein Pröbchen. So sprach er; schrieb er auch. „Ich habe ein Bombenglück gehabt. Wenn sich mir wieder eine Gelegenheit bot, dachte ich jedesmal: Die Anderen müssen doch zum Riesentindioch gehören! Schließlich taugte ich nicht so viel mehr als sie; aber ich hatte Glück, witterte die Gelegenheiten und wußte stets, wohin ich gehen müsse. Deshalb lassen alle Redereien und Schimpfereien mich kalt wie eine Hundeschнауze. Ich thue meine Pflicht und pfeife auf Alles, was mir dabei passiren kann.“ Mußte solcher Reiter sich nicht in die Volksgunst betten? Wenns drauf ankam, ein ganzer Kerl (die Attaque bei Sedan; die eiserne Henkersfaust gegen die Communards); und nach dem Frankfurter Frieden der Hort und die Hoffnung, der Drillmeister und Tröster des geschlagenen Heeres. Nicht ohne Grund hat ihn der Herzog von Aumale dem Montmorency verglichen, der Herzog von Luxemburg und Marschall von Frankreich hieß, vom Volk aber, weil er aus der Franche-Comté und aus Flandern so viele Fahnen heimgebracht hatte, der Tapezireur von Notre Dame genannt und, trotz seiner skrupellosen Wüsthheit, vergöttert wurde. Feldsoldat und Lebemann, Heroß und Sassenjunge, die Zunge beim Angriff so flink wie der Gaul: Das gefällt dem Franzosen; noch mehr der Französin. Die Schönen der republikanischen Gesellschaft waren in den Armee-Inspecteur noch eben so vernarrt wie Eugenie einst in den Ordonnanzoffizier ihres Louis. Irgend ein Herzklammerchen hatte der Marquis auch immer frei. Mit der Bänkerstochter (Fräulein Laffitte) die er, nach dem Muster des zweiten Fürsten von der Moskwa, heirathete, um sich auf seine Art eine Finanzreform zu sichern, hielt er nicht lange aus; und der ge-sehloße Weiberreigen währte dann länger, als dem Durchschnitt die Mannheit erlaubt. (Eine Weiberfacke hat ihn auch dem grimmen Rochefort verfeindet. Feindschaft, die ins Politische übergreift und neue Parteilung wirkt, ward oft in einem Alkoven geboren; modernstes Beispiel: King Edward und Sir Charles Beresford.) Ein kleines Wunder, daß dieser abgehegte Schürzenjäger im Drang niemals die ruhige Sicherheit des Blickes verlor; noch in Algerien und später als Manöverkommandant so frisch und beweglich war wie der jüngste Lieutenant. Auch so bereit, über den Vordermann, wie über ein anderes Hinder-

nih, nach kurzem Ansaß wegzuspringen. Sein Haß hat den Demagogen André eben so hitzig verfolgt wie den gaukelnden grand général Boulanger. Der, prasselte es von seiner Lippe, „darf nicht ans Ziel. Ein Infanterist, der zu Pferd schlecht aussieht. Und für die Rolle, nach der er langt, war ich geschaffen.“ Wenns nach ihm gegangen wäre, hätte man den Paradegeneral vom Rappen geholt und, nach kriegsgerichtlichem Spruch, an der nächsten Mauer erschossen.

Die Bonaparterolle, von der Beide auf dem Marsfeld und hinter dem Invalidenthron träumten, hat auch Galliffet nicht gespielt. Nur, ein halbes Menschenleben lang, Maske, Kostüm und Requisiten vorbereitet. Und am Abend vielleicht bitter bereut, daß er an die Inszenirung so viel Zeit verschwendet habe, statt das Drama beginnen zu lassen. Der Mann sah wohl stärker aus, als er war; und wenn der in heftigen Behen sich windende Schöpferwille spürte, daß er nichts Rechtes gebären könne, half er sich mit einem Epigramm, einem frechen Scherz über so schmerzhaftes Erkenntniß hinweg. (Der Fall Hans von Bülow. Auch Dem war solche Entladung Lebensnothwendigkeit und seine brüskten Späße wurden fast so berühmt wie Galliffets.) Nach der Commune: „Man wirft mir vor, daß ich die Araber milder als die Pariser behandelt habe. Stimmt. Die Araber hatten einen Gott und ein Vaterland; unsere Communehelden waren stolz darauf, gottlos und vaterlandlos zu sein. Uebrigens habe ich das Leben, namentlich das der Anderen, nie sehr hoch geschätzt. Und wenn ich der Nordstern, den man aus mir machen will, gewesen wäre, hätten die Vorgesetzten mich nicht für den Kommandeurrang der Ehrenlegion vorgeschlagen. Ich hatte aber keine Lust, im Blut meiner Mitbürger ein Bändchen zu fischen.“ Als sein Freund Gambetta an neue Diktatur dachte und den Corpsführer ins Geheimniß zog: „Für Krisenzeiten passe ich wie kein Anderer. Die Verantwortlichkeit, die ich ablehnen würde, möchte ich mal kennen lernen. Nur, lieber Freund: als Soldat bin ich stärker als Sie; und lasse Sie ohne Federlesen einsperren, wenn Sie mich langweilen.“ („Darauf bin ich gefaßt“, antwortete Gambetta; „da die Politik Ihnen aber keinen Spah machen wird, werden Sie mich rasch wieder aus dem Gefängniß holen.“) Als die loi de prévoyance den firmen Fünfundsechziger zum Abschied von der Armee zwang: „So blödsinnige Gesetze konnten nur die Parlamentsidioten beschließen. Als ob ich nicht Kraft und Berve für zehn Dienstjahre in mir hätte!“ Vier Jahre danach ließ er sich von den Parlamentsidioten ködern. Waldeck-Rousseau brauchte für das Kriegsministerium einen Namen, dem das vom Dreyfußank desorganisirte Heer vertraute: und Galliffet ließ sich von den Brüdern Reinach zur Annahme des Amtes bestimmen, trotzdem ihm offen gesagt wurde, er sei auserwählt, die Rettung des jüdischen Hauptmanns mit seiner Ver-

antwortlichkeit zu decken. Das graue Leben des verabschiedeten Offiziers, an dem die Schmeichler von gestern mit flüchtigem Gruß vorüberstritten, behagte dem Rüstigen, Betriebsamen nicht, der so lange in den Bonnen der Öffentlichkeit geschwelgt hatte: und so entschloß er sich schnell, der Kriegsminister der dreysfusards zu werden. „Durfte ich die Armee, der mein Leben gehört, ihren schlimmsten Feinden überlassen?“ Daß man ihm nachsagte, er habe das alte Semitenherz wieder entdeckt und Josef Reinach (den Rochefort Boule-de-Juif nannte) habe ihn für die Judensache gekauft, kümmerte ihn nicht. Da ers nicht bis zum Generalissimus gebracht und nie ein Heer ins Treffen geführt hatte, wollte er wenigstens Kriegsminister sein. Elf Monate war ers. Saß, ein glühender, rasselnder Gallier, neben dem britisch kühlen Waldeck und, trotz dem Reggeruf, neben dem Sozialdemokraten Millerand im Palais Bourbon auf der Ersten Bank. Gab nach dem Spruch von Rennes die Losung aus: „L'incident est clos!“ Setzte für alle in den Dreyfußhandel Verwickelten die Amnestie durch und nahm den Hohn der Nationalisten und Antisemiten wie Hagelwetter im Herbst hin. „Das gehört nun mal zur Saison.“ Dann ward er der neuen Rolle überdrüssig. Dreyfuß vom höchsten Gerichtshofe freisprechen lassen und an der Demokratisierung, der Sozialisierung des Staatswesens mitwirken? So hatte ers nicht gemeint. Wollte nicht immer Armee und Patriotenliga gegen sich, Ausland und Heeresfeinde für sich haben. Rechnete vielleicht auch auf eine Reaktion, die ihren Degen suchen würde. Sicher nicht im Parlament. Nur keine Gelegenheit versäumen! An einem Mainachmittag setzt er sich auf die stramme Hose und schreibt an Waldeck: „Ne pouvant digérer les énormes coulevres et les crapauds que vous me faites avaler en ce moment, je donne ma démission.“ Er hat das Abschiedsgesuch nachher in korrektere Form gebracht. In der ersten Wuth aber wirklich von den Rattern und Kröten gesprochen, die er hinunterwürgen sollte und nicht verdauen könne. Fand sich zu gut, um als Aushängeschild einer schlechten Firma verbraucht zu werden. Und war drei Tage lang wieder, wie nach Buebla und Sedan, der Held des Tages und das Hauptthema des Boulevardschwages.

Im Kriegsministerium habe ich ihn kennen gelernt. Ein ihm befreundeter Akademiker hatte mir vorgeschlagen, mich bei ihm einzuführen. „Sie werden etwas Merkwürdiges sehen; das letzte Exemplar einer aussterbenden Gattung.“ Galliffet mußte in der Kammer einem nationalistischen Abgeordneten Rede stehen; hatte aber anderthalb Stunden für uns frei. Da steht der fast Siebenzigjährige. Kaum mittelgroß; schlank und biegsam noch wie eine junge Gerte. Dichte weiße Stoppeln über dem bronzirten Gesicht mit der feck vorspringenden Nase und den lustig funkelnden Zlibustieraugen. Die

Händchen soignirt wie einer Modedame. Trotz dem Schnurrbart mit den gewirbelten Spigen nicht martialisch; mehr Kavalier als Kavallerist. Die elegante Gestalt vom Hauch des Ancien Régime unwittert. Sichtbar (wie bei seinem Todfeind Rochefort in dessen bester Zeit) das Streben, den Marquis und den homme à femmes auf den ersten Blick erkennen zu lassen. Vom Wirbel bis zur Zehe Edelmann und Salonheld. Und das Plaudertalent des echten Parisers. Das sprudelt wie ein unverstüchlicher Born. „Heute muß ich wieder mal vor die Scheibe. Macht nichts. So leicht bin ich nicht unterzukriegen. Aber komische Käuze sind unsere Patrioten. Ihr Kaiser, der mit aller Gewalt die Versöhnung beschleunigen möchte, kennt die Sorte nicht. Wenn er nur den Gedanken aufgäbe, nach Paris zu kommen! Wir hätten ja nichts dagegen. Aber da ist Déroulède, den ich sehr hoch schätze, da sind die beiden Patriotenlügen, da ist Herr Rochefort, den jeder Droschkenkutscher liebt. Wenn diese Herren Lärm schlagen, haben wir den schönsten Straßenkandal mit unabsehbaren Folgen. Schon deshalb dürfte keine Regierung die Verantwortlichkeit für solchen Besuch auf sich nehmen. Den muß man dem Kaiser austreden. Wer kanns? Mich hält er vielleicht für nicht ganz glaubwürdig, seit ich im August wider meinen Willen ins Bettnäpfchen gerathen bin. Eine wunderliche Geschichte. Erinnern Sie sich der Rede, die er im August auf dem Schlachtfeld von Saint-Privat hielt und die, so zu sagen, zwei Fronten hatte? Auch der französische Soldat hat tapfer für Kaiser und Vaterland gekämpft; und wir gedenken in trauernder Bewunderung all Derer, die, Deutsche und Franzosen, nach heißem Ringen jetzt in ewigem Gottesfrieden am Thron des höchsten Richters vereint sind.“ Die Rede hat hier nicht gewirkt; wurde eher als peinlich empfunden. Ihr Kaiser muß aber viel davon erwartet haben. Zwei Tage vorher ließ Fürst Münster, der Botschafter, fragen, ob ich ihn am Achtezehnten sehr früh empfangen könne. Gern. Im letzten Augenblick mußte ich absagen, weil ein Ministerrath einberufen war. Der ging doch vor. Als Münster dann kam, war er genirt und beinahe ärgerlich. Der Kaiser, sagte er, habe ihm ausdrücklich befohlen, mir den Text der Rede in der selben Stunde, in der sie an unserer Ostgrenze gehalten werde, vorzulesen; und nun müsse er melden, daß die pünktliche Ausführung des Befehles vereitelt worden sei. Sehr artig; nur ein Bißchen zu romantisch. Seitdem bin ich nicht mehr ganz so gut angeschrieben wie früher. Diese Diplomaten denken immer, Unsereins habe eben so wenig zu thun wie sie und müsse stets zur Verfügung sein. Gerade bei Ihnen sollte mans aber besser wissen; da kennt man die Arbeit, die auf einem armen Kriegsminister lastet. Ihre Armee ist höchster Anerkennung würdig. Sie hat uns geschlagen. Als Franzose, der sein Vaterland liebt, kann ich nie

aufhören, dieses nationale Unglück zu beklagen. Doch der Soldat, der Fachmann muß offen aussprechen: Unsere Niederlage war verdient. In Organisation, Strategie und Mannszucht war das deutsche Heer unserem weit voraus und sein Sieg drum kein Glücksfall, sondern eine dem Völkerschicksal abgerungene Nothwendigkeit. Wenn die ungeheure Arbeit Ihrer Moltke und Roon fruchtlos geblieben wäre, müßte der Junksoldat an seinem Berufe verzweifeln. Warum hatten wir nicht eben so fleißig geschuftet? Warum haperte es in unseren Generalstäben fast überall? Wir hatten unsere Niederlage verschuldet. Und mein altes Soldatenherz freut sich, in allem Patriotenschmerz, der Erfahrung, daß die große Leistung nach Gebühr belohnt worden ist. Die Gerechtigkeit forderte damals Deutschlands Sieg... Aber verrathen Sie mich, bitte, nicht. Sonst wird aus allen Kübeln der Unrath auf mein Haupt geschüttet.“

Das prasselte wie Granatentregen. Keine Spur von Heucheltünche. Ueber das Streben, den Fremdling zu verblüffen. Der hatte gewiß noch mit keinem französischen Kriegsminister gesprochen und mußte die Augen aufreißen, wenn er just von Galliffet, dem Abgott seiner Reiter, solches Urtheil über das deutsche Heer hörte. Dem wüthigen General wäre schließlich auch diese Leberverleiderung verziehen worden. Er durfte, in der Heimath des Herrn Chauvin, sagen, in der französischen Armee genüge eigentlich nur die Musik berechtigtem Anspruch: und die Hörer lachten. Als Ferrys Sturz vorbereitet wurde, lief Galliffet, der damals das Zwölfte Corps führte, in Paris herum und erzählte Jedem, dems hören wollte, daß er der Republik nächstens das Lebenslicht ausblasen werde. Als *exécuteur de la volonté nationale*, versteht sich. Das Volk sei der Republik satt und würde sich laut für die Monarchie erklären, wenn es nicht fürchten müßte, daß Deutschland darin den *casus belli* sehe. Ein antirepublikanischer Artikel in der Kölnischen Zeitung: und die Wahlen bringen eine konservative Kammer. Dieses Stichwort rufe ihn aus der Soullisse. Er werde die frechsten Republikaner henken, die Vrechfreiheit abschaffen und mindestens anderthalb Jahre ohne Parlament regiren. Dann erst könne Frankreich den Liberalismus und den Regenschirm des Grafen von Paris vertragen. George Monck, der für Cromwell socht, dann dessen Parlament behde ansagte und Karl den Zweiten nach London zurückführte, war sein Vorbild. Jedem Anderen hätte die leiseste Andeutung solcher Absicht (über die Hohenlohe als Botschafter einen langen Bericht an Bismarck schickte) vors Kriegsgericht gebracht. Gaston Alexandre Auguste blieb der blanke Degen von Frankreich. Decazes und seine Leute nannten ihn „unseren Monck“; doch er hat für die Restauration der Orleans nichts Wirkfames gethan und mit all seinem Wortgeknatter nicht erreicht, daß die Politiker ihn je ernst nahmen. Gestern

Gambetta's Intimus und heute die Hoffnung der Monarchisten; gestern Rebellen-schlächter und heute Kollege des Genossen Millerand. Flibustier, wie der Ahn, mit einem Stich ins Tarasconische. Aber Puebla, Sedan und der weithin flimmernde panache: genug für eine Unsterblichkeit, die bis ans Lebensende währt. Nicht länger. In der Legende mag Galliffet weiterleben; die Geschichte wird ihn vergessen. Denn sein Wille zur Macht ward nur von kurzathmigen Knirpsen bedient und von Fortunen drum immer wieder genarrt.

Zurück in die Heimath. „Der Reichskanzler hat sich bis an sein Amtsende als den ritterlichen Mann der geraden Wege gezeigt. Als ein redlicher, von allen Regirungen geschätzter Mann verläßt er sein Amt. Auch die Gegner seiner Politik können ihm das Zeugniß nicht versagen, daß er sich als einen ehrlichen, auch nach oben hin selbständigen Staatsmann bewährt hat. Im Vergleich mit ihm wird jeder Nachfolger einen schweren Stand haben. Er ist, wenn er des rechten Weges sich bewußt war, entschlossen vorwärts gegangen. Dadurch wurde er den Junkern so unbequem. Die mögen nun triumphiren, da ihnen gelungen ist, den Verhassten zu stürzen.“ Das ist im Oktober 1894, nach Caprivi's Entlassung, gedruckt worden; könnte aber auch im Juli 1909 gedruckt worden sein. Beinahe Wort vor Wort las man's jetzt wieder. Nur; lauter Lob und leiseren, fast zaghaften Tadel. Damals waren die konservativen und die bismärckischen Blätter gegen den Kanzler; jetzt sind nur die des Centrums und der Polen: und diese im Kampf gedrückte Truppe weiß ihre Freude zu bergen. Damals hieß es, der Kanzler sei von Agrariern und Dunkelmännern gestürzt worden, weil er sich geweigert habe, eine ihren Wünschen genügende Umsturzvorlage zu vertreten; daß er den Wechselbalg, der dem müden Onkel Othlodwig nachher solche Sorge machte, gezeugt habe, wurde weißlich verschwiegen. Jetzt heißt wieder, der Junkerklüngel habe den Kanzler besiegt, der ihm die Tasche aufknöpfen wollte; und wieder wird verschwiegen, daß dieser Kanzler für die neuen Steuergesetze, auch wenn er sie nicht mit seinem Namen zeichnet, verantwortlich ist. Die äußeren Umstände ähneln einander nicht. Damals ging Alles schnell. Am fünf und zwanzigsten Oktober wird dem Kaiser in Liebenberg das Abschiedsgesuch des Ministerpräsidenten Grafen Botho zu Eulenburg vorgelegt, der erklärt, den Angriffen der caprivischen Presse im Interesse des Dienstes weichen zu müssen. Am selben Tag kündigt die Kölnische Zeitung den Sieg des Kanzlers, der Kaiser und Bundesrath für sich habe. Zwölf Stunden danach wird Caprivi von Lucanus „im Allerhöchsten Auftrag“ zur Rede gestellt; und um zwei Uhr mittags bestätigt ihm im Schloß der Kaiser, der mit der Serviette aus dem Frühstückszimmer kommt, daß er gehen könne. Jetzt

hatte lange gedauert und der Demissionär hat außer dem Auftrag, das Finanzgeschäft ist mit dem Reichstag abzuwickeln, allerlei sichtbare und unsichtbare Huldweise erhalten. Der Blick, der nicht an der Oberfläche haftet, muß erkennen, daß Graf Caprioli nicht über die Umsturzvorlage, Fürst Bülow nicht über die Steuergesetze gestolpert ist. Die sind ja, während er noch im Amt saß, unter Dach gebracht worden. Und müssen den Verbündeten Regierungen wohl genügen: sonst hätten deren Vertreter bei der Annahme wider Pflicht und Ehre gehandelt. (Daß die Herren Sydow, Delbrück und leider auch Rheinbaben einzelne Steuern öffentlich hart tadelten und dennoch annahmen, zeugt nur wider ihren Geschmack, nicht wider ihr Gewissen: sie fanden die Steuerpläne gar nicht so schlecht; empfahlen sich nur, unter der Wucht des „neuen Blocks“, der Gnade der Meinungsmacher.) Deshalb also das endlose Geschimpf? Weiß nicht gelungen ist, die Erbanfallsteuer, das Palladion aller nach Freiheit Dürstenden, in den Vestatempel des Reiches zu retten? Immer noch deshalb? Hört! „Die Erbschaftsteuer trifft das mobile Kapital weniger scharf als das immobile. Die Umgehung der Erbschaftsteuer durch Zuwendungen unter Lebenden läßt sich, ohne gehässige Eingriffe in die Privatverhältnisse, beim mobilen Kapital sehr schwer verhindern. Wer bewegliches Kapital erbt, kann die Steuer leicht flüssig machen. Wer Immobilien erbt, wird, da neben den Grundstücken oft wenig, manchmal gar kein Barvermögen vorhanden ist, nicht selten Schulden machen müssen, um die Erbschaftsteuer zu zahlen.“ Also sprach Fürst Bülow am sechsten Dezember 1905. Am nächsten Tag Freiherr von Rheinbaben: „Hier handelt es sich nicht nur um materielle, sondern um viel höhere, um ideelle Interessen. Es entspricht nicht dem deutschen Familiensinn, daß die Erben einen Teil Dessen herausgeben sollen, was der Vater mit Mühe erworben hat. Auch die nothwendige Prägravation des ländlichen Besitzes kommt in Betracht. Vielsach müßte die Ausnahme einer neuen Hypothek die Zahlung der Erbschaftsteuer ermöglichen. Daraus ergäbe sich eine Disparität mit dem mobilen Kapital; und sie würde erweitert durch die dann unvermeidliche Besteuerung der Geschenke unter Lebenden. Die Rückwirkung auf den bäuerlichen Besitz weckt in mir die stärksten Bedenken. Die Sozialdemokraten würden freilich gern in diese Kerbe hauen.“ Am elften Mai sagte Herr Wiemer, ein Führer der Freisinnigen Volkspartei: „Auf Ehegatten und Deszendenten wollen wir die Besteuerung nicht ausgedehnt wissen. Das entspricht nicht der deutschen Rechtsauffassung von der Einheit des Familienvermögens.“ Im November 1908 verwarf die Nationalliberale Partei die Nachlasssteuer, die „auf dem Lande die äußerste Erbitterung bewirken müsse.“ So sprach Herr Baasche; und fügte hinzu: „Nicht nur der Familiensinn wird

geschädigt, sondern es giebt im Volk eine unruhige Erregung, die mehr Schaden wird, als die Steuer je nützen kann.“ Im selben Monat sagte der freikonservative Abgeordnete Arendt: „Die Besteuerung des Erbes der Kinder und Ehegatten haben wir im Jahr 1906 abgelehnt und Sie können doch nicht erwarten, daß wir jetzt mit Hurra dafür eintreten.“ Die Konservativen (Dietrich, Mantaußel, Normann, Kettich, Richtigshofen, Schwerin, Stolberg) haben seit 1905 keinen Zweifel darüber gelassen, daß sie für diese Steuer, „den ersten Schritt in den Kommunismus“, niemals zu haben sein würden. Ist ein Verbrechen, daß sie eine Ueberzeugung bewahrt haben, die damals von den Regierenden und von den Liberalsten der Liberalen getheilt wurde? Ist der Erbsatz schlecht (vom Börsenthermometer war irgendeine Wirkung der Talonsteuer nicht abzulesen), dann scheltet den Kanzler, der sich nicht gegen die Anträge gestemmt hat und seine Verantwortlichkeit nicht abwälzen kann; scheltet die Nationalliberalen, die keinen halbwegs brauchbaren Vorschlag gemacht, die beleidigtellnischuld gemimt, auf dem Holzweg ihren feinsten Kopf, Freiherrn Heyl zu Herrnsheim, den Grafen Oriola und den Gutsbesitzer Lehmann verloren haben (und, wenn sie sich weiter von unaufrichtigen Applaushaschern leiten lassen, noch manche Stütze verlieren werden). Der Rest ist Schwindel. Was die Regierung wollte, war nicht durchzusetzen; erst recht nicht in einem neu zu wählenden Reichstag. Die Vertreter der Industrie, des Großhandels, der Verkehrsvereinigungen und der städtische Arbeiter liefen, statt ihren Interessen Beachtung zu erzwingen, davon und nannten die Arbeitgefährten von gestern Räuber und Strolche. Die dachten: „Wenn wir zu dem Odium des Steuerfinders noch den Schimpf heimzuschleppen sollen und bis in die letzte Stunde mit der Möglichkeit einer Reichstagsauflösung rechnen müssen, befiehlt die schon dem Klippfchüler erreichbare Klugheit, das Ding so zu drehen, daß unsere Wähler sich weniger ärgern als die unserer Feinde.“ Ueber solchen Entschluß können nur Kinder staunen, die vom politischen Geschäft keine Ahnung haben.

Und der Ausführung des Entschlusses hat ein verständiger Sinn für die richtigen Maße präsidirt, auf den man kaum hoffen durfte. Die Konservativen haben beim Zucker und beim Spiritus der res publica Opfer gebracht und sind im Ganzen (mit der Immobilienumsatzsteuer) materiell schlechter dran, als sie gewesen wären, wenn sie der Erbanfallsteuer zugestimmt hätten. Aber Effekten- und Checkstempel, Talon- und Fahrkartensteuer: das Alles, wird täglich geschrien, trifft ja nicht den Besitz. Was denn sonst? Wer heute bewegliches Vermögen hat, kommt auch in die Lage, mit Checks, Aktien, Obligationen zu wirtschaften; muß also die Steuern mittragen, die Banken und Börsen natürlich der Kundschaft aufbürden werden. Und wer kein bewegliches Ver-

mögen hat, darf, ohne zum Staatsbettler hinabzusenken, Schonung seines Besitzes fordern. Das wird bestritten; die Grundbesitzer werden „eine unerhört bevorzugte, herrschsüchtige und habgierige Klasse“ genannt. Politisch bevorzugt? Mag sein; Tradition und Gewöhnung in feste Ehr- und Pflichtbegriffe sind nicht leicht zu entwurzeln. Aber die Beseler, Bethmann, Breitenbach, Delbrück, Dernburg, Rieberding, Schoen, Studt, Sydow, Tirpitz gehören doch wohl nicht zum Grundadel. Wirtschaftlich? Jeder kennt heute wenigstens ein Duzend tüchtiger Leute, die aus Industrie oder Handel Millionäreinkommen ziehen. Wo sind die Schaaren der Landwirthe, die es in einem Menschenalter so weit gebracht haben? Herrschsucht und Habgier der Grundbesitzer mögen die Exponenten roffischer Weltanschauung all in ihrer selbstlosen Tugend bekämpfen; mit dem Gezeiter über „Bevorzugung“ werden sie nicht viel erwirken. Nur ein Tropf kann den Werth der Leistung verkennen, die unserer Industrie und Technik, unserem Handel gelungen ist; nur ein Vorurtheilender leugnen, daß dieser Leistung das Deutsche Reich den sichersten Theil seiner Weltung auf dem Erdball verdankt. Doch nicht klüger, nicht unbefangener wäre Einer, der nicht einsehe, daß gerade das hastige Tempo deutscher Industrialisirung den Staat, der nicht verkümmern, verkränkeln und seinen Menschenhacht selbst verschütten will, gebieterisch zwingt, für die Erhaltung des Ackerbaues und der seit Jahrhunderten auf ihrer Scholle Sitzenden Alles zu thun, was seiner Kraft erreichbar ist. Liberal oder Konservativ: hier gehts um eine Lebensfrage der Nation. In jedem Land ähnlicher Entwicklung hat man erkannt, in Republiken und Monarchien; und überall ist eine Reaktion gegen die nur dem Städterbedürfnis noch angepasste Gesetzgebung fühlbar. Diese Rückfluth hat manche den Stadtgewerben nützliche Schanze und Mauer weggeschwemmt, manche dem Handel bequeme Fahrstraße zerstört; und in Deutschland muß man schärfer noch als anderswo aufpassen, um Lebensgefahr von der jungen Industrie abzuwenden, die allzu arge Dummheit der Regirungen und Parteien ohne ernststen Schaden nicht überdauern könnte. Aber man soll Erwachsenen nicht vorplärren, daß in unserem Reich der Industriekartelle und Großbanken, in dem Deutschen Reich, dessen Haupt- und Mittelstädte im Lauf weniger Jahre ins Ungeheure gewachsen sind, der Grundbesitzer herrsche, den Bürger ausbeute und von jedem Milchnapf die Sahne abschöpfe. Mit so alberner Uebertreibung dient man der guten Sache des modernen Bürgertums nicht; und wenn sich, wider Erwarten, auch der Hansabund darauf einließe, würde er nur beweisen, daß die Industriellen und Kaufleute nicht kurzfristig waren, die ihn neben den alten Verbänden unnöthig fanden. Er soll vorsichtiger Expansion Raum erobern, soll

beweisen, daß auch der Händler, der Bankier dem Volksbesitz wichtige Werthe schafft; die Kraft aber nicht an die Niederreihung papierner Wälle verzetteln.

... Fürs Erste hat Jeder wohl von dem Reichsfinanzschwarz genug. Nur eine knappe Bilanz also noch. Das in die Scheune Gefahrene ist etwas besser als das vom Schatzsekretär für den Schnitt Bestimmte. Aber nicht gut. An Technik und Psychologie hats gefehlt; die Gesetze sind dem Alltagsbedürfnis der Praxis schwer anzupassen und die Imponderabilien nicht beachtet, die in der Seele des Steuerzahlers die Stimmung machen. Das Reich bekommt alljährlich eine halbe Milliarde; aber keine Finanzreform. Die wird erst möglich, wenn die Steuersysteme und Steuerlasten der Bundesstaaten ins Gleichgewicht gebracht worden sind. Bis dahin ist noch viel Arbeit zu leisten. Herr Sydow konnte es nicht; vielleicht kanns Herr Bermuth, der hier schon für eine selbständige Ressortleitung empfohlen wurde (im Preußischen Handelsministerium wird Sydow, im Reichsamt des Inneren Delbrück nicht schaden). Sparsamkeit, nicht nur auf geduldigem Papier, in Reich und Einzelstaat; namentlich auch in den Gemeinden. Keine Luxusbahnhöfe, Prachtkasernen, Postpaläste. Keine Marmororgien und Einzugsfaturalien. Nur das Nöthige. Auch in der Vertheidigung deutscher Küsten und deutschen Exporthandels. Zehn Dreadnoughts: dann sind die fünfhundert Millionen bis auf das letzte Nickelstückchen verpulvert. Lange werden sie jedenfalls nicht ausreichen. (Herr Kanzler Bethmann: da winkt ein Kranz!) Wenn der umständliche Handel die Verbündeten Regierungen für eine Weile schreckt und, weil dem Ewigen Bund nicht so leicht wie einem Einheitstaat das Zett abzuschneiden ist, in karge Bescheidung zwingt, dürfen wir den spröden Reichstag nicht scheuten.

Der hat in der letzten Woche seiner Sommersejion Etwas erlebt, das kaum Einer im Hohen Haus noch für möglich hielt: eine Rede, die zu hören, sogar zu lesen lohnt. Als, statt des schmolgenden Kanzlers, Herr von Bethmann-Hollweg erklärt hatte, die Verbündeten Regierungen seien ausnahmslos überzeugt, durch die Annahme der von den Konservativen, dem Centrum, der Wirtschaftlichen Vereinigung und den Polen beschlossenen Steuergesetze dem Vaterland einen Dienst zu leisten, stand Herr Dr. jur. Ernst von Heydebrand auf. Endlich. Oft genug war er, als Organisator des Krieges, des Sieges, durch spitze Reden und Zwischenrufe herausgefordert worden. Der Besitzer des schlesischen Rittergutes Klein-Tschunkawe, der Jura studirt, als Achter Dragoner den Feldzug mitgemacht und die Landrathsämer in Rosel und Müllisch-Trachenberg verwaltet hat, ließ sich nicht in die Schußlinie locken. blieb ruhig an seinem Strategentisch, von dem die Truppenführer ihre Weisungen holten. Wie ein japanischer Feldmarschall. Auch so klein und dunkelhaarig. Achtundfünfzig Jahre alt; doch agil und sehdrefroh wie ein Dreißiger.

Nichts Junkerliches. Von der Haarwurzel bis zur Sohle behende Intelligenz. Endlich spricht er also; wagt sich ins offene Gelände. Warum? Er sitzt im Preussischen Landtag der Konservativen Fraktion des Abgeordnetenhauses vor. Die ist durch die Wirrnis stiftende Prehtreiberei bedroht. Um die Sache der preussischen Konservativen handelt sich heute. Die muß geführt werden, daß der Freund zu zweifeln aufhört, der Feind Respekt bekommt. Das können die Herren Kreth, von Normann, von Richtigofen nicht. Kann nur Heydebrand.

Nach den ersten Sätzen merkt man's. Kein Rhetor, der sich an seinen Wortkünsten glaktionisch berauscht; kein Dialektiker, der jeder Sache, auch der ihm fremdesten, bülowisch Beifall zu werben vermag. Schlechte Perioden, bröckelnde Konstruktionen; die ganze Architektur kunstlos und ohne Glanz. Dennoch: ein tiefer Eindruck; dessen Spur nicht leicht zu verwischen sein wird. Endlich ein Mann. Klug, tapfer, ehrlich, nobel ohne Steifheit und bereit, für seine Ueberzeugung bis zum Verbluten zu sechten. Ein staatsmännischer Kopf. Und die Nerven des für die Regentenarbeit Geborenen. Ringsum höhnt's, wiehert und pöbelt: den kleinen Reden bekümmerts nicht eine Sekunde. „Sind Sie fertig, meine Herren? Sonst warte ich noch ein Bißchen.“ Immer höflich („bis auf die Galgenleiter“, sagte sein größter märkischer Better); dabei von rückhaltloser Offenheit. „Einem vom allgemeinen und gleichen Stimmrecht erwählten Parlament geben wir nicht eine Steuer, die es nach und nach so verschärfen kann, daß schließlich eine Expropriation des Besitzes daraus wird.“ Gleiche politische Rechte und die Steuerlast von einem Achtel, einem Zehntel höchstens aller Staatsbürger getragen: Vernunft wird Unsinn. Unter vier Augen habens die Liberalsten hundertmal gesagt; wer aber hat öffentlich je solches Wort gegen die Woge geschleudert? Keiner, seit Bismarck ging. (Herr Wassermann redet anders. „In solcher Noth des Reiches muß auch der Reiche steuern.“ Als ob der Reiche an direkten und indirekten Steuern bisher nichts aufgebracht hätte. Zu solcher Demagogie darf der Führer der Industriepartei sich erniedern.) „Unser Werk ist anfechtbar: Das leugne ich gar nicht. Machen Sie uns mal vor, wie man fünf-hundert Millionen aufbringt, ohne sich berechtigten Angriffen auszuwehen. Wie sah es denn aus, als Sie den Karren führten? Im Sumpflager; zwei Pferde zogen rechtwärts, zwei linkwärts; und ein Kutscher war nicht zu erblicken. Wir haben wenigstens, recht und schlecht, Etwas zu Stande gebracht.“ Auch der frechste Nichtsalschreier kann's nicht bestreiten. „Konservative und Liberale sind auf weiten Wegstrecken durch die Art ihrer Weltanschauung getrennt. Sie wollten mit konservativer Hilfe eine liberale Aera heraufführen. Das hat die Welt noch nicht gesehen. Da machen wir nicht mit.“ (Was nach dem Dernburgbluff vom Dezember 1906 hier über die Haltbarkeit des Blockes gesagt wurde, war also richtig.) „Wir sind auch in Preußen

modern genug, um zu wissen, daß ein Wahlgesetz nicht ewig wahren kann, sondern der ganzen politischen Entwicklung angepaßt werden muß. Wir gönnen auch den Liberalen (die übrigens einst unter der Herrschaft dieses Wahlgesetzes die Mehrheit hatten) alle Ämter und Würden, für die sie taugen. Aber wir reden mit und werden auch einer so starken Regierung, wie wir sie wünschen, nicht unseren Standpunkt räumen. Den Rücktritt des Reichskanzlers bedauern wir aufrichtig. Aber er wußte von Anfang an, daß wir für die Erbanfallsteuer nicht zu haben sein würden. Er hatte uns mehr als einmal angedeutet, daß er zurücktreten müsse, wenn wir gewissen Vorschlägen und Besetzungswürfen nicht zustimmten. Wir haben zugestimmt. Irgendwo muß aber ein Ende sein. Eine Partei, die immer wieder, um einen nicht von den politischen Parteien abhängigen Staatsmann im Amt zu halten, ihre sachliche Ueberzeugung opfert, geräth in die Untiefen des Gouvernementalismus. Und ich denke, ein Liberaler sollte sich darüber freuen, daß auch seinem Gegner die Ueberzeugung um keinen Preis feil ist. Den Kanzler wollten wir nicht stürzen; konnten auch nicht: denn er hat ja selbst hier gesagt, daß er nicht einer parlamentarischen Parteilung weichen, sondern nur gehen werde, wenn sein Kaiser oder sein Gewissen es ihm befehle. Was bleibt noch an Vorwürfen? Dem Centrum sind wir nicht verbündet, sondern nur, wie Bismarck in der Zeit seiner Finanzreform und wie Fürst Bülow zehn Jahre lang, zur Erledigung dringender Reichsgeschäfte vereint. Wir bleiben selbständig; wollen aber weder einen neuen Kulturkampf noch die Ausschließung der Centrumspartei von der politischen Arbeit. Und daß die Polen, ohne auch nur mit der allergeringsten Forderung an uns heranzutreten, in dieser wichtigen Sache mitgearbeitet haben, wird uns nie hindern, für die unserer Obhut anvertrauten Güter deutscher Kultur zu stehen und, wenn es sein muß, zu fallen. Unser Gewissen ist rein; und rein war unser Wollen und Handeln."

Die stärkste Rede, die der Deutsche Reichstag seit Jahren gehört hat. (Schade, daß er solche Rede nicht, wie Frankreichs Abgeordnetenhause, durch öffentlichen Anschlag verbreiten darf.) Auch wer im Denken und Wollen anders determinirt ist, muß sich ihrer freuen. Die aus der Wirtschaftsmacht gedrängte Klasse rüstet sich für den letzten Kampf: um das Lebensrecht ihrer politischen Zukunft. Und die Liberalen? Die Röchelsten winseln, der König („absolut, wenn er uns den Willen thut“) möge die Junkerbrut bis übermorgen vertilgen. So mannhaft antworten unsere Demokraten auf Heydebrands Rede.

... Gaston Alexandre Auguste Marquis de Gabisset und Dr. jur. Ernst von Heydebrand: zwei nationale Typen; zwei Welten. Den wüthig bummelnden Attaquereiter mit dem Condékopf gönnen wir den Franzosen. Den ernstesten, tapfersten, zäh und stolz aufrechten Junker soll kein Gassengeheul und verleiden.

Hugo von Tschudi.

Berliner Droschkenkutscher kennen alle Filialen der besseren Banken, wissen Gerson, Herzog und Kempinski und die Kasernen aller Garderegimenter. Aber unter hundert giebt es nicht fünf, die mit Sicherheit den Weg nach der Nationalgalerie zu finden wissen. Kastanienwäldchen, Museumsinsel, Ruhmeshalle: irgendwo daherum, denkt er sich; und setzt den Kunstfreund richtig vor der Treppe des Alten Museums ab. Ich habe mir nicht verdrießen lassen, jedesmal den Koffelenträger darauf aufmerksam zu machen, wie sich geographisch die Nationalgalerie zu den anderen Museen verhalte, und habe auch im Lauf der Jahre eine wesentliche Steigerung des Prozentsatzes konstatiert.

Alles muß bei uns seine Weile haben. Wir sind vielleicht keine Stürmer. Mit unserer Fähigkeit sehen wir schließlich Dinge durch, die anderen Völkern gar keine Umstände bereiten. Mit dem Abgang Tschudis wollte es zuerst gar nicht so recht gehen. Die Zeitungen waren voll von Protesten. Man konnte beinahe von einer Bewegung zu Gunsten des bedrohten Direktors sprechen. Einen Augenblick schien der Fall hochpolitischer Art, und als der Kaiser nachgab, nahm man es für das erste Zeichen einer neuen Ära. Die Gegenpartei war aufgerieben, zermalmt, vernichtet. Unverbesserlichen Pessimisten antwortete man: Der steht nun fester als der Reichskanzler. Am ersten April übernahm denn auch richtig der bewährte Leiter der Nationalgalerie wieder die Geschäfte. Ein paar Wochen danach stand fest, daß er nicht bleiben werde. Am ersten Juli ist er gegangen. Kein Hahn kräht ihm nach. Woran liegt Das? Was ist in der kurzen Zeit anders geworden? Findet man die Thatsache, daß Tschudi die Stätte erspriehlichen Schaffens verläßt, legitimer, seit man weiß, daß er in München ehrenvolles Obdach gefunden hat? Erfreuliches Zeichen für das Absterben des Partikularismus! Oder hat man genug von dem Thema? Weil eben schließlich jedes Thema, auch das allerbeste, die Würze verliert?

Wir schenkt, es war nur ein Thema. Nachdem ich eine ziemliche Anzahl von Droschkenhäulen auf den rechten Weg gewiesen, stellt sich heraus, daß die Autofahrer nicht den leisesten Schimmer von der Nationalgalerie haben. Bis man die Autokutscher so weit haben wird, dürfte die Kommunikation per Lustschiff praktikabel geworden sein. Dann muß man wieder von vorn anfangen. Berlin ist keine Kunststadt. Jedes münchener Kind weiß mit den Pinakotheken Bescheid; in Wien ist sogar die Moderne Galerie jedem Fiaker bekannt, obwohl sie erst seit ein paar Jahren da ist; und selbst die finischen Bauern, die zu Ostern in Petersburg Schlitten fahren dürfen, bringen Dich richtig vor die Akademie oder die Eremitage. Berlin ist keine Kunststadt, sondern viel mehr: ein militärisch-agrarisch-industrielles Centrum, eine politische Weltmacht; etwas ganz Anderes eben. Und deshalb darf man nicht ver-

langen, daß es einem spezifischen Kunstfall eine über das Maß gehende Bedeutung zuwende. Solche Fähigkeit vertrüge sich nicht mit dem Weltstadtcharakter. Man gebe seiner Leidenschaft ein anderes Objekt, zum Beispiel . . . Doch Das gehört nicht zur Sache.

Sonderbar verhielt sich die Kunst. Darüber wäre Allerlei zu sagen. Die Kunst hat in der letzten Zeit zwei harte Schläge erlitten. Der eine war die Demaskierung der Madonna mit der Weidenblüthe in Köln; ein wissenschaftlicher Fall, der das Wirkliche des organisierten Autoritätenglaubens in positiver Weise zeigte. Der andere, Tschudi's Abgang, ist ein moralischer Fall. Er erweist noch plastischer als der andere die Schwächen der Rasse. Mir scheint, sie hängen zusammen. Ich kann mir nicht denken, daß eine auf das zarte Organ Empfindung angewiesene Forschung zu sicheren Resultaten von allgemeiner Gültigkeit gelangt, so lange sie sich vor so groben Fällen innerhalb der Kunst nicht zu produktiven Empfindungen zu bekennen vermag.

Vielleicht war auch die Eigenart des Hauptbetheiligten (ich meine Herrn von Tschudi) daran schuld, daß sein Abgang nicht dramatischer ausfiel. Das Dramatische liegt ihm nicht. Seine Freunde werfen ihm vor, die Lösung der Krisis in Japan abgewartet zu haben, statt in Berlin Material zu sammeln. Ich bin aber der Ansicht, es wäre nie zu der geringsten Bewegung gekommen, wenn Herr von Tschudi seinen langen Urlaub im Lande verbracht hätte. Die wildesten Anhänger wären abgesprungen. Nicht etwa, weil seine Sache schlechter stand, sondern . . . Das ist schwer zu sagen. Man ist in solchen militär-agrar-industriellen Centren an andere, sagen wir: temperamentoollere Medien gewohnt. Zum Teufel, wenn der Mann selbst sich nicht rührt! Das hörte ich oft. Man rührt sich gewaltig in Berlin. Berlin ist nicht umsonst die rührsamste unter den Weltstädten. Nun wäre nichts verkehrter, als daraus, daß sich Tschudi dieser Rührsamkeit nicht befleißigte, auf Regungen sentimentaler Art bei ihm zu schließen. Er unterließ es auch nicht aus Bescheidenheit. Das Epitheton des Weilsens, das im Verborgenen blüht, würde nicht auf ihn passen. Auch nicht aus Ungeschick. Ich weiß nicht, ob es gelehrtere Galeriedirektoren giebt. Sicher giebt es keinen geschickteren; keinen, der besser die Klaviatur der Umgangsformen beherrscht und mit größerem Scharfblick erkennt, wie der Mann, den er vor sich hat, ob Fürst oder Kollege, zu behandeln ist, um das Erreichbare zu erreichen. (Verdankte er doch diesem souverainen Takt die Ueberwindung vieler Krisen und die besten Schätze, die er der Galerie zugeführt hat. Vergessen wir nicht, daß Alles, was er von Privatleuten für die Galerie erhielt, nicht nur ohne die bekannten dekorativen Verheißungen von oben, sondern gegen den Willen aller maßgebenden Kreise, oft gegen den Willen des Stifters, erbeten werden mußte.) Auch nicht lediglich mit dem Bewußtsein der Pflicht, die dem Beamten die Rührsamkeit gegen die Oberen

verbiehet. Und eben so wenig, weil er nicht an dem Posten hing. Diese Stellung, mit der er mehr erreicht hatte, als die kühnsten Optimisten voraussehen konnten, war ihm theuer geworden; und ich glaube, er hat sie erst aufgegeben, als ihm mit mathematischer Sicherheit klar geworden war, daß sich ihm jede Möglichkeit fruchtbarer Weiterarbeit an dieser Stelle verschloß. Ich weiß nicht, warum er sich nicht gegen die Angriffe von oben und unten und zumal von der Seite besser wehrte. Vermuthlich weiß er's auch nicht. Es giebt solche Menschen. Vielleicht, weil es ihn langweilte. Solche Dinge können Einen langweilen, auch wenn man gar nicht blaßirt ist. So etwa wie den Stanislawskij, als er bei uns den „Volksfeind“ spielte, die *Belstschanski* *herod* *de* *ver* *vor* *der* *U* *le* *er* *wa* *is* *ts* *ka* *Ab* *u* *aj* *ne* *K* *u* *er* *ca* *an* *De* *n* *u* *magogen*. Mein Gott, seht Ihr denn nicht, daß das Wasser verdorben ist? Wie merkwürdig, daß Ihr's nicht seht! Ich habe es doch im Mikroskop untersucht. Ich meine, Mikroboten! Tschudi blieb bis zum letzten Moment überzeugt, daß die Bilder von Leibl, Feuerbach, Marées, von Menzel, Manet, Sézanne, Renoir, Degas, von Liebermann und Trübner, die er in die Galerie gebracht hatte, und auch die von Géricault, Daumier, Delacroix und Corot, die er hereinbringen wollte, ausgezeichnet seien. Denn er hatte sie sich angesehen. Und am Ende glaubt er es auch heute noch. Wenn ihm Einer sagte, es sei doch eigentlich unverantwortlich, was ihm widerfahre, kam er immer wieder auf Bilder und Kunst zu reden. Es war wie eine fixe Idee. Dabei immer kühl, gelassen, reservirt. Ging nur aus sich heraus, wenn es darauf ankam, seine Meinung zu bekennen. In Kunstfragen von einer Offenheit, als ob es sich um die ernstesten Dinge handle. Es war die Offenheit eines Menschen, dessen Urtheil, selbst wenn es irrt, die gute Organisation der Anschauung sehen läßt. Uebrigens schien ihm seine Thätigkeit nichts so Besonderes. Schöne Dinge auswählen: es war eigentlich keine Hegererei. Mancher Großkaufmann that das Selbe und noch eiserne Arbeit in anderem Beruf dazu. Das sprach wiederum nicht die Bescheidenheit, eher der Stolz eines Menschen, der über seiner Stellung, über seinem Beruf zu bleiben gesonnen war. Es kam mir immer ein Bißchen lächerlich vor, wenn man ihn Herr Professor oder Herr Geheimrath anredete.

Diese Reserve jenseits von Beruf und Amt war es, was mich und manchen Anderen anzog. Wir sahen weniger den Gelehrten in ihm als Das, wofür es in Deutschland kein elegantes Wort giebt: einen Menschen, meinetwegen einen Aristokraten von sehr seltener Sorte, einen reichen Menschen, zu dessen natürlichen Eigenschaften unter anderen auch die enge Fühlung mit den Schönen Künsten gehörte. Die Kunst war ihm natürlich, was sie einem ordentlichen Beamten eines uniformirten Agrar-Industriestaates nie im Ernst werden kann. Er behielt auch ihr gegenüber seine Reserve, aber hier nicht nur aus Respekt vor sich selbst, sondern auch aus Respekt vor der Sache. Tschudi unterscheidet sich dadurch von allen anderen offiziellen Kunstbesseren, daß

ihm jegliche Art von Spezialistenthum abgeht. Nicht nur im engeren Sinn des Wortes. Es gab keine größere Dummheit als die, ihm nachzusagen, er identifizire sich mit der Sezession oder mit dem Künstlerbund. Das wäre ihm wieder viel, viel zu langweilig gewesen. Dagegen erwies er als Galeriedirektor eine Gründlichkeit, zu der es Spezialisten ihrer Art nach nie bringen können. Er begnügte sich nicht mit der bibliographischen Kontrolle seiner Objekte. Als er Wenzel suchte, machte er eine Ausstellung Wenzels, die, ohne daß Jemand etwas Böses merkte, ohne jedes Unterstreichen, die Wenzelforschung auf den Kopf stellte; und bei dieser Gelegenheit fielen der Galerie die kostbarsten Schätze des wenzelischen Genies zu. Als er dem so gefundenen frühen Wenzel die rechten Nachbarn deutscher Herkunfts geben wollte, machte er die Jahrhundertausstellung, die noch viel mehr auf dem Kopf stellte und seit der wir anfangen können, die deutsche Kunstgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts zu schreiben. Er kam von den Alten her, war, bevor er die Galerie übernahm, Vodes rechte Hand gewesen und behielt in der neuen Stellung alle Interessen der alten. Er liefert einen der vielen Beweise für die Thatfache, daß alte Kunst und neue Kunst, sobald es sich um Meisterwerke handelt, untrennbar sind. Daß er in München die beiden Refsorts in eine Hand bekommt, dürfte dem ledernen Buch deutscher Kunstpflege eine schöne Seite zufügen.

Diese Freiheit des Urtheils, die Unabhängigkeit von allem Spezialistenthum und aller Koterie macht ihn zum Ideal eines Museumsleiters. Da ich es hinschreibe, kommt es mir fast langweilig vor. Er hat das Zeug zu mehr. Ich stelle mir den idealen Freund eines Monarchen, der gute und schöne Dinge will, so ähnlich vor. Natürlich nicht in einem Agrar-Industrie-Militärstaat.

Und deshalb ist es gut, daß er gegangen ist. Nicht für Berlin, noch weniger für ihn zum Schaden. Es ist dumme Phrase, zu behaupten, daß Berlin vor unabsehbaren Zeiten eine Stätte der Kunst und der rechte Ort für Leute vom Schlage Tschudi werden könne. Ich kenne nicht die Dinge, mit denen den Eingeborenen Berlins lebendige Begriffe von Würde innerhalb und außerhalb des Berufes beigebracht werden können; aber sie sind jedenfalls von anderer Art als Bilder und Bildergeschichten. München aber wünschen wir, es möge den seltenen Mann festhalten, den man hier mit einem weinenden, einem lachenden Auge ziehen lieh. Julius Meier-Graefe.

Es war nie das Zeichen von Tüchtigkeit und Stärke, Alle zu Freunden zu haben. Ein Mann wie Tschudi mußte Feinde finden. Daß diese Feinde auf der Seite der Kunstbongon sitzen, die den Patriotismus und die ganze deutsche Kunst gepachtet zu haben glauben, ist natürlich. Was Tschudi gethan hat, ist bewundernswürdig und des höchsten Lobes würdig. Das konnte nur ein Mann leisten, der durch die alte Kunst geschult ist, der dort sehen und unterscheiden gelernt hat, über ein reiches Wissen und ein offenes Auge verfügt, die Perle schätzt, auch wenn sie in rauher Schale liegt, und gerecht einem Jeden giebt, was eines Jeden ist. (Walter Reiffow in der „Zukunft“ vom sechsten Februar 1897.)

Die Wiederkunft.

Das Thor schlug zu und dahinter war eingeschlossene Stille. Die aber hatte ihre eigenthümliche und eindringliche Beredsamkeit, als ob alle Worte, all das hilflose Weinen, das seit Jahren aus den vielen Zimmern und Sälen klang, doch nie eigentlich verhallt wäre. Immer, irgendwie mußte es da sein; oder es waren vielleicht auch nur Gedanken, die nie zum Worte geboren wurden, verzweifelte und lebensmüde Gedanken. Und dann war da der sonderbare Geruch; überall lastete er wie müde Schwere, in der Vorhalle und in den hellen Gängen der Klinik. Alles lag da in einer kalten Reinlichkeit; aber auch diese zwang die Empfindungen unentrinnbar zu dem Ursprung ihrer Nothwendigkeiten hin.

Darum war es wohl, daß Frau von Irnelin unwillkürlich ihre Stimme dämpfte und, vielleicht unbewußt, ihr etwas langes Straßenkleid mit der Hand fürzte. Die Gesellschaftlerin Marilla von Roeder ging mit einem ängstlich verlegenen Gesicht neben ihr her; besang in einem Unerklärlichen, machte sie sich, um dieses Angstgefühl zu übertönen, wie wenn Kinder im Dunkeln singen, Ablenkungen in Gedanken; sie beobachtete die kleinen Füße der jungen Oberin, die in Schuhen mit etwas abgelassenen Absätzen steckten, und dachte, daß diese Füße müde sein müßten von dem Heilen Laufen auf den harten Fliesen. Die Oberin eilte immer ein Wenig voran; ihr schneeweißes Kleid hatte keine weichen Falten, es stand und knitterte unaufhörlich und verursachte ein seltsames Geräusch in der Stille. Dieses Geräusch ging stets mit; auch jetzt streifte das weiße Kleid mit einem unnachgiebigen Auflehnen die Thür des Saales, die sich lautlos von selbst schloß.

„Hier ist nun der große Entbindungsaal. Ein schwerer Fall; man konnte noch nicht an Umbetten denken.“

„Wie kann sie nur so laut und unbekümmert reden und gehen?“ dachte die junge Roeder und starrte auf das Bett, das, wie ein einzig heller Fleck, alles Licht der großen Fenster auf sich zu konzentriren schien. Die Wöchnerin darin lag wie tot. Ihre von der Arbeit harten Hände waren bläulich gegen das Weiß der Decke kaum ein Erkennen verzerrte ihren Mund, als die Oberin kam. Die Besucherinnen blieben etwas zurück. Die Oberin aber begann, zu sprechen; als zeige sie hier die Wertwürdigkeiten eines Museums (so kam es Marilla von Roeder vor).

„Ja, die Verchner; schon das dritte Mal. Und ohne Kaiserschnitt gehts nicht ab. Daß das Kind lebt, daran ist ohnehin nicht zu denken. Sie weiß Das genau und der Mann auch. Aber wie so Deute sind: ein Einsehen kennt Das nicht; es ist eben meine Frau, sagt der Mann.“

„Und die Frau selbst?“ Marilla von Roeder fragte es mit behaltener und doch fast leidenschaftlicher Stimme.

Die Oberin machte eine Geste: „Wie so'n stumpfes Thier; als ob sie nichts begriffe.“ Damit war die Verchner abgethan. Die Oberin wandte sich seitwärts, griff nach blinkenden Dingen und hob sie hoch.

„Sehen Sie, Das sind Hangen; Kornzangen, Klemmen, alles Erdenliche.“

Und das Erdenliche, das Marilla von Roeder eher ein Unausdenkliches scheinen wollte, wurde herausgenommen und mit den Geräthen klapperten die Hände dieser Frau, abgestumpft von Gewohnheit, in den Kästen und verriethen eine achtlose Grausamkeit, die, verstärkt durch Worte und Erklärungen, die An-

deren in nervöses Abwenden zwang. Diese fremdartigen Reizen der Instrumente (wie faszinirt hatte die kleine Roeder sie angefaßt, all die Glanzlichter) waren ihr noch vor Augen. Ueberhaupt so seltsam Alles, als ob ein Nebel um sie sei; und immer nur Eins riß wie ein Bangen durch ihr Bemühen, aus diesem Seltsamen herauszukommen: daß ihr all Dies so bekannt vorkam, als ob sie Alles schon genau so erlebt habe. Dieser endlos große, leere Saal mit den hohen, hellen Fenstern, davor das Bett, auf langen eisernen Füßen mit Rollen. Und die Rollen waren nach innen gedreht. Das war doch schon einmal so gewesen? Und die Frau; so furchtbar war das Bild dieser Frau. Augen hatte sie, als ob sie nie die Sonne gesehen hätten, und sie harrten bewegungslos unter den schweren, matten Vidern immer geradeaus auf die helle Saalwand, als sei dort ein Bild, ein bannendes Renetefel, das nur sie sieht. Der Saal hatte die verzweifeltsten Schmerzensschreie all der Vielen getrunken, hundertfaches Sterben und Verderben hatte sich an die Sohlen der Entlassenen mit grauen und unsichtbaren Fäden geheftet, an die Sohlen Derer, die hier mit einem Hoffen gegangen waren.

Und dann war es, als fühle man den Tod selbst in diesem Raum. Wie eine Angst stand ein Unsagbares in der Stille; und darum die wilde, tonlose Symphonie des Anderen. Und noch Eins war: abseits von dem Bett stand ein sonderbarer Kasten auf hohen Füßen. Und der Kasten war so unheimlich, weil er so leer war, so armsüßig leer, als schreie er ein verzweifeltes Klagen hinaus in die große Debe des Saales. Es war eine Wiege und leer: wie ein jämmerlicher kleiner Sarg.

„Ja, ja, Fräulein, sehen Sie . . . Aber Das ist nicht immer so; die Reisten nehmen schon ihr Kleines mit; Alle müssen vor ihrer Entbindung hier leichte Arbeit thun. Ganz umsonst, meinen Sie? Ach nein! Das geht schon nicht; und dann: diese Mädchen sind ja die Arbeit gewohnt. Meist sind's Dienstmädchen, ganz ordentliche Dinger oft; aber gut haben sie es schon. Sehen Sie hier!“

Der kleinen Roeder war es gar nicht eilig, in das Zimmer nebenan zu kommen; aber Frau von Zemelin sah sich schon nach ihr um, denn die lebhafteste Oberin hatte eins der Neugeborenen hochgenommen, das sie bewundern sollten. Dabei war es schrecklich, mit den blöden und ausdruckslosen Zügen, erbärmlich und kraftlos. Auch kaum eins der anderen nach hervor; ob schwarz oder blond, waren sie so gleich und ihr quäkendes Weinen fast das einzige feste Geräusch Stunden lang. Am Fußende eines jeden Bettes standen die seltsamen kleinen Bettfüßen.

Diese Kinder trugen alle das Stigma der Vergangenheiten, aus denen sie kamen, das auch zugleich ihres ganzen Lebens künftige Möglichkeiten offenbarte. Und keins trug die Glorie einer Liebe. Fräulein von Roeder stand daneben wie ein gehorames Kind und machte große, bange Augen.

Diese Frauen alle, in ihren hellen Betten, sahen einander so entsetzlich ähnlich; unpersönlich und leer; nicht einmal der Schmerz hatte diese Züge menschlich vertieft; blasser Masken waren es, die ein heimlich Lauerndes verbargen.

Noch mehr solche Zimmer: und immer wurde dieses unheimliche Bewußtsein verstärkt, so daß Fräulein von Roeder sich gar nicht mehr wunderte, nur dachte, in einer seltsamen Mäbigkeit: Wann und wo habe ich das Alles schon gesehen?

„Aber, Fräulein, wo bleiben Sie denn nur? Schnell! Dieses Regentwetter! Besorgen Sie einen Wagen; ich warte so lange in der Halle!“

Und dann schlug wieder das Thor zu; und zurück blieb die Stille.

Wie die Lupinen dufteten!

Schwer lag die Sonne auf den Feldern; die Ferne war wie ein goldenes Meer und das ganze weite Land wie eine jubelnde Offenbarung der Ernte.

Und frei, frei sein! Wie lange? Ach, Karilla wollte einmal nicht denken müssen, nur fühlen, fühlen, wie mit geschlossenen Augen, das Leben wissen.

Das geliebte Land ihrer Heimath. Es war, als wachten all die verlangenden Träume ihrer Kindheit wieder. Sie fühlte das Lieb des Lebens, in wilden Melodien, die sie zu den Mauern rissen, weiter töbten in Fernen und sie dann zurückgelassen hatten, mit leeren Händen.

Aber das Land ihrer Heimath hatte gelächelt, bis auch sie lächelte; seine stillen Offenbarungen waren ihr gegeben und daraus war all das harte Rässen des Tages so wehenlos geworden, ein Schatten fernner Wolken, der das geheime Verheissen ihrer Seele nicht verlihrte.

Ach, dieses geliebte Wissen! Wie ein verborgenes Leuchten war es; sie hätte es zärtlich berühren mögen, mit ihren Händen, ihren offenen Händen. Würde es sein, daß einmal ein geliebtes Fühlen sich ihnen gab? Und doch wußte sie: sie würde ihn hier wiedersehen. Jahre lagen dazwischen. Sie würde ihn wiedersehen. Alles versank vor dieser jubelnden Freude. Beide hatten ihr Geschick des Wartens müßens getragen; setzten nur Briefe. Und doch wars zu dieser Stunde, als sei er gestern erst gegangen, — und nur, um wiederzukehren.

Und dann? War dann wieder die Bitterniß des Sehens und die einsamen getrennten Wege? Würde nie ein Unsichtbares sie eimen? War das Ziel noch weit, weit wie der Himmel am Rande der Ebene? Konnte es nicht sein, daß er kam, ein Sieger, und sie mit sich riß, heraus aus den ewig gleichen Tagen?

Wie die Lupinen duften! Sie stehen wie goldene Krzen, vereinzelt, und fließen zusammen in Fernen und sind zuletzt wie ein goldenes Meer und strömen über das Land schwere, heraufschende Wogen.

Und sie sah in die Ferne, auf den Weg, den er kommen würde. Sie grüßte ihn mit der jung erwachten Sehnsucht ihrer Kindheit. Morgen, ach, morgen schon! Sie grüßte ihn mit dem verlangenden Lächeln ihrer Liebe.

Und dann war über den Tagen die Leichtigkeit der Freude. Jede Stunde spielte im Geheimen mit vorgestrenten Blumen: als hätte ein Band sich gelöst, so viele waren es geworden, — und alle kamen sie aus der einen Fülle, die irgendwo wartete . . . Und nun war der späte Abend gekommen; er trug ein Fest, das sang in fernem, verträumten Liedern durch den Garten.

Beide gingen sehr still, Hand in Hand und blieben dann stehen und starrten in das Wasser. Es war seltsam dunkel und trug doch die Helle des Nachthimmels, eine fahle Helle, der die Sterne sich zärtlich und weich in sonderbaren Kränzen hingegenen hatten. Irgendein leiser Wind weigte die Uferweiden und bewegte die bunten Laternen, die im Spiegel des Wassers wie glänzende Augen flammten und warteten und durch die das Bild ihrer Gestalten, nur aus verschiedenen Farbwerthen kenntlich, feterlich, wie durch ein sonderbares Märchen, ging. Sie sah immer wieder dieses Bild und ihren hilflos hangen Augen wurde die Fremde ein Vertrautes, wie die Offenbarung eines werdenden Geschehens, das doch zugleich ein Rässen und Sollen trug; aber es würde ein Geliebtes bedeuten: mochte in ihm auch der Untergang sein.

Die Nacht sprach so seltsam und lodte. Die Sträucher und Büsche, wie

geheimnisvoll schließend, breiteten sie ihre Schatten über die Wege, die nie so einsam gewesen wie in dieser Nacht. Und über Allen lag ein zärtlich und weich verträumtes Singen. Das Wasser floß und einte ihr Bild; sie sah es eher, als sie es fühlte. Ihr Bild wurde eins im Wasser, über dem dunklen Grund.

Sie fühlte seinen begehrenden Mund auf dem ihren . . . Und immer ferner angehen die sehnsuchtskranken Lieber durch den Garten.

Die Nacht lag über reiseichwerem Land.

War die Zeit stillgestanden — versteinert in grenzenloser Weere? Oder lag eine Ewigkeit des Grames und des Herzeleidens zwischen den grauen und den grauenvollen Tagen? Mariña begriff es nicht mehr. Ein unsichtbares Wesenloses, das doch immer so furchtbar da war, überschattete sie; und sie sah und starnte mit unterstehenden Augen durch die Weere ihres armsüßigen Zimmers, wie in Fernen.

Ach, die goldenen Lupinen! Jgendwo dufteten sie.

Und dann waren Melodien . . . Eine wunderfelige Schönheit! Einmal hatte ihr sehnsüchtiger Mund das Leben geküßt; und danach war es, als sei sie verstoßen. Das grenzenlose Nichts. Alle Qual lag darin und doch war es so leer.

Draußen tropfte der Regen, immer im gleichen Ton; tropfte, tropfte; und der Klang bohrte sich in ihr Ohr. Jeder andere Laut, Alles versank, nur der Ton bohrte, formte ein Wort.

Sie kannte das Wort. Tausendmal war es in ihren verwüsteten Gedanken versunken und doch immer wieder da, wie jetzt in dem Ton: Tot, tot; er ist tot. Lange vorbei. Ihre Gedanken taumelten in diesem wirren Tanz des Gewesenen. Ueber Allen aber war dies Unsichtbare, Wesenlose und kam, kam immer wieder, 'špwer und špwerer,' 'as es zulezt gikšivar und' nare wie 'en' špwer' nare.

Es weckte ihre armsüßigen Nächte und bohrte ein höhnvolles Gelächter in das Schweigen ihrer Verlassenheit, bis ihre müde Seele endlich der grausamen Gewißheit ihres Schicksals sich beugte.

Und dann kamen Wochen und Monate und die kleine Roeder sah bis tief in die Nacht in der selben jämmerlichen Stube und schrieb. Bogen um Bogen füllte sie mit ihrer feinen Schrift. Abschreibearbeit: Das war ihr Leben, das keine Zukunftsmöglichkeiten mehr trug. Es war eine unerträglich schwere Bürde. Sie ging durch diese Nacht und beugte ihr Haupt und schloß die Augen den allzu fernern Sternen. So gingen die Wochen, Tage und Nächte. Immer nur Eins noch wußte sie zuletzt: dahinein durfte kein Schlaf kommen, nein, Arbeit, nur Arbeit!

Sie mußte ja Geld haben, Geld, um zu leben; dann behielt man sie. Alle Anderen, Die von früher, hätten ihr, fast ohne ein Wort, fast ohne Geberde, nur abwehrend im Schweigen, gesagt, daß sie gehen müsse; hier behielt man sie, wenn sie Geld gab. Geld! Geld! War es Das, was so seltsam vor ihren Augen irrt, hell war und dann dunkel?

Es kitzte. Dann war es ein Singen. Ein leeres Wehen schloß ihre Augen; aber das Singen, das Feine, wie aus Gärten . . . So dunkel lagen die Gärten . . . Aber Sterne, doch Sterne! Immer schneller, schneller, Wirbel — Gold, Gold, das näher sich schwang, zu ihr wollte, ach, zu ihr sollte, in ihre weit offenen Hände, ihre schmerzhaft offenen Hände . . . Da: nun hielten sie das Gold nicht mehr; es war

zu spät gekommen, über Allem war das Dunkel und die Schwere, das Fernsein der Betäubung.

... Die hellen Lichtreflexe an der Decke wurden immer größer; manchmal verschoben sie sich. Sie waren wie goldene Krabesken, und wenn draußen der Wind die Bäume bewegte, tanzten und flutheten sie durcheinander, bis es war, daß sie herabglitten, ganz nach unten, und auf Marillas Bett hasteten.

Sie lag in müdem Halbwachsein und starrte diese goldenen Flecken an. Beinahe wollte sie danach greifen; doch das Gold verging ihren Händen; Alles war entgleitendes Zerfließen. Noch lange lag Marilla sehr still; wie in einem leisen Hin- und-hergehen wars: man weiß nichts mehr und sieht die Dinge und sieht sie auch wieder nicht und nur Melodien sind irgendwo, die manchmal wie Chöre rauschen.

„Dies hier ist ein schwerer Fall.“

Diese Stimme drang in Marillas umdämmertes Bewußtsein wie ein großes Licht. Sie wollte sich ja aufrichten, aber irgendeine sanfte Gewalt hinderte ihre schwachen Schultern. Und dann die Worte. Aber woher? Woher?

In einer verzweifelten Anstrengung versuchte sie, klar zu denken. Wenn nur dieser sonderbare Nebel nicht gewesen wäre! Er lag über den Dingen, daß sie wie in Fernen und darin fast unwirklich schienen. Manchmal beugte sich ein sehr hülles Gesicht über sie hin. Und zuerst hatte Marilla dem tiefen Fragen dieser Augen die ihren geschlossen. Nun sah sie mit einmal, daß dieses Antlig ein Wenig lächelte; und dann kannte sie auch dieses Lächeln. Alles kannte sie; aber woher? Woher?

Diese seltsame, ja schwere Luft, der Saal, dessen öde Leere ihr doch schon einmal so sonderbar fremd und doch vertraut gewesen. Es hatte etwas unerklärlich Bedrückendes, daß seine Größe die Stimmen der Menschen verschlang. Oder sprachen sie nicht, bewegten nur die Lippen? War Das ihrtwegen? Ach, sie war müde, so müde... Alles war still in ihr wie eine Heimkehr, ein Erfüllen. Keine Fremde, kein Grauen mehr... Selig müde schlummerte sie in dem großen Bett, das ganz allein vor den Fenstern des Saales stand, wie verloren in der Leere.

Das Sterben, das mit lauernden Augen Stunden gewartet, ging hinaus.

Immer tiefer sank die Sonne; aber dann, am Abend, ging irgendetwas vor. Da war ein langer Gang und dann (nun sah sie es) ein anderer Raum und in diesem Zimmer waren Betten und in jedem lag eine blasser Frau. Und Marilla dachte, daß Alle so bleich und so fern aussehend und so leer. Und dann fühlte sie, daß die fremden Augen sie beobachteten. Das war schrecklich. Sie drückte ihr Gesicht tief in die Kissen, aber es half nicht; sie fühlte diese Blicke, diese unguuten Blicke. Plötzlich schlug ein Seltsames in ihr Bewußtsein, wie die Offenbarung eines Namenlosen. Erst ein Ton, ein leises Weinen war es, das aus irgendeiner Verborgenheit zu kommen schien; und dann war es nicht mehr vereinzelt; viele waren es und schrien, schrien alle in dem selben hilflosen Jammern. Wie in einem jähen Entsetzen richtete Marilla sich auf und kannte ihr Schicksal und kannte den Saal... Alles, Alles kam zurück in diesem einen Ton, diesem jämmerlichen Kinderweinen. Und dann, wie ängstlich, ging ihr suchender Blick dahin, wo zu Füßen ihres Bettes, wie bei den Anderen, ein armjähiger kleiner Kasten auf hohen Füßen stand...

Er war leer.

Schloß Dornburg.

María Gräfin Gneisenau.

Die alten Orakel.*)

Dem Standpunkt der modernen Bildung aus kann man kaum abschätzen, was die Orakel im Alterthum bedeuteten, wofern man nicht mit dem Mediumismus und Spiritismus von heutzutage vertraut ist. Sie haben den selben wesentlichen Charakter, obwohl Unterschiede bestehen, durch welche sie so scharf getrennt werden, daß nur der Philosoph oder wissenschaftlich geschulte Geist ihre Wesensgleichheit entdecken kann.

„Gott“ steht in unserer Zeit für einen hoherhabenen Begriff, noch idealisirt durch den ganzen sittlichen Fortschritt, der durch all die Jahrhunderte seit dem Verfall der griechisch-römischen Kultur erreicht worden ist, und stellt daher ein Wesen oder einen Geist dar, ohne menschliche Beschränkungen und mit einem für den Maßstab des Menschen mehr oder weniger unerforschlichen Willen. „Religion“ ist Verehrung und Gehorsam gegen dieses Wesen mit all der philosophischen Einsicht und Bildung jener Zeiten, die mit dieser Geistesrichtung verbunden waren, während die Gebräuche des Alterthumes in diesem Wandlungsprozeß ihre Bedeutung nach und nach verloren hatten. Wenn wir daher heutzutage von „Gott“ und „Religion“ sprechen, so denken wir an Gebräuche, Glaubenssätze und Begriffe, die aus ihrem Zusammenhang alle Handlungen und Formeln gänzlich ausgeschieden haben, welche im Alterthum thatächlich das Wesen des Göttlichen und der Religion bestimmten. Wenn man sagt, die Orakel seien den alten religiösen Einrichtungen im Wesen verwandt gewesen, so spricht man eine wichtige Wahrheit aus, aber man hat damit noch keinen sicheren Begriff von Dem, was die religiösen Einrichtungen der Alten waren. Selbst wenn wir uns die Orakel ausführlich beschreiben lassen, bekommen wir noch keinen deutlichen Begriff davon, was „Religion“ für jene Zeiten bedeutete.

Wir Alle kennen die rein menschliche Natur der alten Vorstellungen vom „Göttlichen“; und doch stellen wir uns kaum vor Augen, wie eigentlich diese Natur war und wie weit sie sich erstreckte, bis wir ihre Mythologie lesen und an die durchschnittlich herrschende Unwissenheit denken. Die Götter waren oft nur vergöttlichte Helden, oft auch nichts als beifigürte Naturkräfte mit geringem Unterschied zwischen dem Menschen und der Natur, die auf diese Weise zu Göttern wurden. Die Götter hatten ihre Eifersucht, ihre Liebe und ihren Haß, sie hatten menschliche Leidenschaften und Beschränkungen und waren in jeder Beziehung die launischen Geschöpfe, die eine solche Zeit als ideale Mächte ansah. Auch waren die Götter so zahlreich wie die Kräfte oder abstrakten Begriffe, die sich der Mensch in der Weltordnung dachte. Es gab keine sittliche Idealisirung dieser Kräfte und Begriffe, wie sie in der jüdischen Auffassung des Göttlichen zu Tage trat und eben so in der christlichen, die aus der jüdischen hervorging, nachdem diese eine monotheistische Form angenommen hatte.

Der Monotheismus konnte sich in Griechenland und Rom nie ernstlich festsetzen. Der Philosoph Xenophanes griff den Polytheismus seiner Zeit an und behauptete, das Göttliche sei nur ein Einziges. Hesychius brachte die selbe Auf-

*) Ein Abschnitt aus dem Buch „Probleme der Seelenforschung“, das bei Julius Hoffmann in Stuttgart erscheint und dessen Autor mit dem (gelungenen) Versuch, „das ganze Gebiet des Uebernormalen zu durchwandern“, den Wünschen der heute Lebenden, wie der Franzose Camille Flammarion, früh entgegengekommen ist.

fassung aus und so thaten vielleicht alle einsichtsvollen Männer jener Zeit. So weit die Philosophen überhaupt für die Religion Interesse zeigen, waren sie ihrem Gefühl nach Monothisten, aber die Reaktion gegen die übertriebene Vermenschlichung ihrer Zeit führte sie eher zu einer unpersönlichen Auffassung des Göttlichen hin. Die Kunst zwang ihnen und dem Geist der Menge war fast nicht mehr zu überbrücken. Alle Religion, die der Philosoph etwa hatte, fand rein nur im Licht der Vernunft, wie es vielleicht zu jeder Zeit der Fall ist, und hielt sich fern von dem Aberglauben der Masse. Es bestand keine Neigung, sich Etwas anzueignen von den allgemeinen Vorstellungen und Gebräuchen, ausgenommen mit Rücksicht auf soziale oder politische Zwecke. Die ungebildeten Klassen hatte ihre Freiheit in religiösen Dingen, während die gebildeten die Regierung innehatten. Der Religion war kein ausgesprochenes soziales Amt zugetheilt. Sie besaß im Allgemeinen kein System der Erlösung über das Grab hinaus, verbunden mit ihren Pflichten und Gottesdiensten, wie die spätere Religion es hatte. Das Interesse an der Religion lag für den Frommen des Alterthumes in dem Leben und den Handlungen des Alltags und besonders in dem Theil, der eher sein persönliches Wohl als seine sozialen Pflichten betraf. Für eine aristokratische Regierung, die an religiösen Dingen höchstens als einem Mittel zum Schutz ihrer Macht interessirt war, bestand kein Grund, die Religion zu reformiren: und so überließ man sie mit ihren Gebräuchen dem gewöhnlichen Volk, während Intelligenz und Bildung sich an Wissenschaft und Kunst angeschlossen. Zwischen den beiden das Gemeinwesen bildenden Klassen bestand keine Gemeinschaft des Lebens und der Interessen wie in demokratischen Zeiten. Der Aberglaube der einen Klasse war so empörend, daß er vor dem kritischen Auge der anderen nicht standhielt, und der Nationalismus der intelligenten Klassen fand kein Verständniß in den nur an menschlich-sinnliche Vorstellungen gewöhnten Köpfen Derer, die beherrscht wurden.

Es bedurfte einer anderen Religion, um einen Saureteig in das tägliche Leben des Menschen zu bringen. Das griechische Denken verstand es nie, die Zukunft befriedigend zu idealisiren, und obgleich es die Gegenwart nicht liebte, suchte es sie doch durch die Kunst zu verschönern und fühlte in deren Ausübung nicht jenen Widerstand, der die christliche Auffassung von der Natur beherrschte. Man konnte die köstliche Seite der Natur sehen, und da sie besser war als die widersinnige häßende Zukunft, die der Glaube an ein zukünftiges Leben mit sich brachte, so bestand kein solcher Widerwille gegen das sinnliche Leben, wie er die Anschauung des Christen kennzeichnet, der es vom Standpunkt einer hoch idealisirten Unsterblichkeit und göttlichen Bestregirung aus betrachtet. Das Christenthum stellte die Auffassung der Griechen auf den Kopf und führte so zur Mißachtung der Orakel, deren Offenbarungen unreiner und sinnlicher Art und so für das Ideale unannehmbar oder auch jenseß eillen Inhaltes waren, dem das Ideale verwarf, so lange es eine Macht über die menschliche Ueberzeugung hatte. Unabhängig ergeben der Hoffnung auf ein goldenes Zeitalter nach dem Tode, dem Gedanken an die moralische und soziale Gleichheit der Menschen vor dem göttlichen Gericht, der Lehre, daß das persönliche Heil wenigstens zum Theil von dem richtigen Verhalten gegen die übrigen Mitglieder der Gemeinschaft abhängt, und der Mißachtung des sinnlichen wie der Ueberhöhung des geistlichen Lebens: so war die neue Anschauung im gleichem Maß geeignet, das Ansehen der Orakel zu

gehören und die Vorherrschaft der Philosophie und der Staatsweisheit zu beeinträchtigen. In allen ihren Wandlungen und trotz vom Heidenthum überkommenen Einflüssen hat diese Anschauung ihren Gegensatz zu den alten Religionen aufrecht erhalten; und sie war so wenig geeignet, die Orakel zu verstehen, wie berechtigt, sie zu mißachten, während sie bestrebt war, Macht und Einfluß sowohl der Philosophie als der Politik den Interessen des Volkes gegen die Tyrannei der bevorzugten Klassen dienlich zu machen. Dies gelang ihr schließlich durch Belebung einer besseren Einsicht, welche der Orakel nicht bedurfte und ihnen auch die Fährung der Unwissenden entwand. Obgleich sie in ihrem Gottesbegriff immer noch einige Elemente rein menschlicher Auffassung bewahrte, wählte sie eine mittlere Linie zwischen den Ausschreitungen des Polytheismus und der unpersonlichen Blässe des monotheistischen Pantheismus und verleiht dadurch dem Göttlichen eine solche Würde, daß seine Offenbarungen sich nicht länger zu den Spielereien und Zweideutigkeiten eines Orakels erniedrigen konnten.

In ihrer Verbindung mit den Orakeln verlor die griechische Religion das feinere Gefühl und die höhere Einsicht in gleicher Weise und erst nach ihrer Veredelung durch die Kunst gewann sie für die gebildeten Klassen Interesse. Die Folge war, daß ihre Feiern und Formeln den Unwissenden und Abergläubigen überlassen wurden, die eine größere Klasse bildeten als in unserer Zeit. Die Leichtigkeit, mit der das Wissen ausgebreitet werden kann, hat die Zweifelsucht und Abneigung gegen das „Uebernatürliche“ allgemein gemacht. Im Alterthum aber war weniger Gelegenheit und keine Neigung vorhanden, die Massen zu unterrichten, und so mußte ihnen aus sozialen und politischen Gründen die Religion erhalten bleiben. Diese äußerte sich am Meisten im Befragen der Orakel und in Opferfeiern, um die erkanteten Gottheiten zu beschwichtigen. Das Christenthum kam und hatte nur einen Mittler zwischen dem Einzelnen und der Gottheit. Sonst hatte Jeder sein eigenes Heil zu wirken, so daß auch hier wieder die geistige Richtung seines Systemes die Orakel entbehrlich machte.

Ich spreche nicht von der wilden Herkunft der Orakel, obgleich sie wahrscheinlich auf solche Gebräuche der Urvölker zurückgehen, die aus Geisterbetrachtungen und Ähnlichem erwachsen sind. Das Interesse beginnt für den psychischen Forscher da, wo die Form der Feiern und der Ceremonien einen gleichsam organisirten Versuch zeigt, Kräfte zu befragen, die man in Verbindung mit der Gottheit oder abgetheilten menschlichen Wesen glaubt. Diese traten besonders deutlich hervor bei den Orakeln, deren Ursprung sicher in fabelhaftem Halbdunkel liegt. Wie aber Bildung und Einsicht wuchsen, verloren sie entweder an Glauben oder wurden den Klassen der Unwissenden überlassen, die mit ihnen anfangen konnten, was sie wollten.

Daß sie die Vorläufer unserer modernen Medien waren, geht aus der Art ihrer Erscheinungen hervor, wenn auch ihre Beziehungen zu den religiösen Gebräuchen der Zeit die Wesensgleichheit verhillt. Auch hat der Einfluß des Christenthums, der ihnen entgegenarbeitete, besonders auch, weil man sie mit dämonischer Befessenheit verbunden wahrte, sie gezwungen, ihre Ausübung von der Religion zu trennen und zu einem bloßen Lohnberuf zu machen. Aber die alte Kultur hing so sehr von der Aufsicht über die Unwissenden und Abergläubigen ab, daß es unerläßlich war, die Orakel mit der Religion zu identifiziren, was ihnen eine der priesterlichen gleiche Macht verleiht. Versuchungen boten sich an, wie heutzutage,

diese Macht zum Vortheil verschiedener persönlicher und politischer Interessen zu mißbrauchen. Daß ein solcher Mißbrauch bestand, geht hervor aus der Zweifelsucht der einsichtsvollen Leute, auf welche diese Erscheinungen solchen Eindruck gemacht hatten, daß sie ihnen nachsahen oder sie befragten. Sokrates, der selbst einer anscheinend äußeren Stimme unterworfen war, die ihn bei manchen seiner Handlungen leitete, ging hin, um die Vertrauenswürdigkeit des Delphischen Orakels zu prüfen. Krofus sandte Boten, das selbe Orakel in eigenen Angelegenheiten zu befragen, wollte ihm aber erst dann vertrauen, wenn er seine Echtheit an einem Versuch nachgewiesen hätte. Aeschylus bemerkte wohl die Gefahren, welche die Auslegung der Orakel begleiteten; denn er läßt durch den Mund der Io in seinem „Gefesselten Prometheus“ die Feststellung machen, ihr Ahn habe „manchen Boten abgefertigt nach Pytho und Dodona, die Orakel zu befragen, daß er von ihnen höre, was sich für ihn gezieme, zu thun, daß er thue, was der Gottheit wohlgefällt. Und sie brachten einen Bericht zurück in zweideutigen Worten, unbestimmt, dunkel ersattet“. Bald wurde es schon im Alterthum zum Sprichwort, daß die Orakel zweideutig und unzuverlässig seien. Jedes Verzeichniß ihrer Aussprüche würde Das in weitem Maß anschaulich machen. Aristoteles, einer der ruhigsten und vorsichtigsten Geister Griechenlands, hatte sich mit den Erzählungen von orakelhaften Träumen und ähnlichen Erscheinungen zu befassen und sein Urtheil, das die Zweifelsucht der gebildeten Klasse enthält, lautet: „Es ist weder leicht, solche Dinge zu verwerfen, noch auch, sie zu glauben.“ Einzelne Gerüchte hätte man leicht der Mythe oder Legende zuweisen können; aber das Alterthum wimmelte von Orakeln und deren Verehrer waren zu zahlreich, als daß man jeden Fall mit der selben Antwort abthun konnte; so können wir die Haltung von Männern wie Aristoteles wohl verstehen, ohne seine baldsame Ueberzeugung anzunehmen. Es scheint Thatsache gewesen zu sein, daß viele der besten Geister jener alten Zeiten die Echtheit mancher Orakel zugaben, nachdem sie Vieles als Betrug und Illusion ausgeschieden hatten. Erfolgreiche Beispiele boten sich ihren abenteuernden Nachahmern damals so gut wie heute.

Es ist hier nicht der Ort, die Natur der griechischen Religion zu erörtern; doch kann ich kurz andeuten, daß ihre Hauptzüge in den Berrichtungen der Priesterschaft und in der Seherkunst zu erkennen waren. Die Seherkunst beruhte auf der Vorstellung, daß das Göttliche und das Menschliche in enger Beziehung stünden und durch geeignete Mittel der Rath und die Hilfe der Gottheit gewonnen werden können. „Nach der Anschauung dieses frommen Glaubens“, sagt Curtius, „steht die Gottheit mit der Welt der Natur und der Menschen in unlösbarer Verbindung. Wenn nun das moralische Gerüst, das den menschlichen Angelegenheiten als Stütze dient, irgendwelche Störung erleidet, so muß Dies auch in der Welt der Natur offenbar werden. Ungewöhnliche Naturerscheinungen am Himmel oder auf der Erde, Verfinsterungen der Sonne oder des Mondes, Erdbeben, Pest, Hungersnoth sind Zeichen, daß durch Uebelthaten der göttliche Zorn geweckt worden ist, und es ist wichtig, daß die Sterblichen wissen, wie sie diese göttlichen Fingerzeige verstehen und daraus Vortheil ziehen sollen. Hierfür bedarf es einer besonderen Fähigkeit, nicht einer Fähigkeit, die wie eine menschliche Kunst oder Wissenschaft erworben werden kann, vielmehr eines besonderen Zustandes der Begnadigung bei einzelnen Individuen oder Familien, deren Augen und Ohren den göttlichen

Offenbarungen offenstehen und die in höherem Maß als die übrige Menschheit an dem göttlichen Geist theilhaben. Dem gemäß ist es ihr Amt und Beruf, sich als Organe des göttlichen Willens auszuweisen; sie sind berechtigt, ihre Autorität jeder Macht der Welt entgegenzusetzen.“

Der Priesterthum fiel die Auslegung der Anzeichen in der Natur zu und das Studium der Vorzeichen und Opfer veranschaulichte dieses Amt. Die Priester wurden die einzigen Ausleger der Orakel und alles Dessen, was mit der Seherkunst zusammenhing, die das geübte Mittel war, um eine Verbindung zwischen der Gottheit und den Menschen herzustellen. Die Priester waren jedoch nicht die nächsten Vermittler dieses Verkehrs, sondern nur dessen Ausleger und mußten sich daher auf die Personen oder Werkzeuge von besonderer Begabung verlassen, die in engere Fühlung mit der Gottheit treten konnten, und die wir heute Medien heißen würden.

„Der Gott selbst“, fährt Curtius fort, „wählt die Organe seiner Mittheilungen aus; und zum Zeichen, daß es nicht menschliche Weisheit und Kunst ist, welche den göttlichen Willen entfüllt, spricht Apollo durch den Mund schwacher Mädchen und Frauen. Der Zustand der Inspiration ist keineswegs ein Zustand besonders erhöhter Fähigkeiten, sondern die eigenen Fähigkeiten des menschlichen Wesens, ja, sein eigenes Bewußtsein sind gleichsam ausgelöscht, damit die göttliche Stimme um so lauter gehört werde; das von dem Gott mitgetheilte Geheimniß gleicht einer Bürde, welche die heimgesuchte Brust niederdrückt; es ist ein Hellsches, aus welchem dem Geist der Seherin keine Befriedigung erwächst. Diese Seherin oder Sibylle ist Dem gemäß nicht selbst der Offenbarung fähig; das von ihr Verkündete ist ihr selbst eben so unverständlich wie ihren Zuhörern, so daß eine Auslegung nothwendig ist, um die Menschen in den Stand zu setzen, aus der Prophezeiung Vortheil zu ziehen. Zu diesem Zweck erschienen jene Personen und Familien, die durch die Verwaltung des religiösen Gottesdienstes der Gottheit am Nächsten standen, von Natur aus am Meisten geeignet; und Dies ist der Punkt, wo die Seherkunst und das Priesterthum, die ursprünglich nichts Gemeinsames haben, zuerst eine augenblickliche Verbindung mit einander eingehen.“

... Der poetischen Lebhaftigkeit des (inzwischen verstorbenen) H. B. D. Myers verdanken wir eine höchst interessante Beschreibung der Natur und des Ursprungs der Orakel. „Wenn wir das Wort ‚Orakel‘ definiren wollen, so setzen wir uns sofort vor die Schwierigkeiten des Gegenstandes gestellt. Der lateinische Ausdruck, den wir anwenden müssen, deutet in der That besonders auf die Fälle hin, wo die Stimme Gottes oder des Heißes wirklich gehört wurde, unmittelbar oder durch irgendeine wesentliche Vermittelung. Aber der entsprechende griechische Ausdruck (*παροιον*) bezeichnet nur einen Sitz des Wahrsagens, einen Ort, wo man durch irgendwelche Mittel Weissagungen erhält. Wir dürfen auch die Orakel Griechenlands nicht als seltene und majestätische Erscheinungen ansehen, als Heiligthümer, von einer hochentwickelten Mythologie als unmittelbarer Wohnsitz eines Gottes geglaubt. Sie sind eher die Ergebnisse einer langen Entwicklung, die umgestalteten Reste aus zahllosen Heiligen Stätten der Urbevölkerung. Die griechische Literatur hat uns eine Fülle von Spuren der verschiedenen Ursachen aufbewahrt, die dazu führten, einem bestimmten Orte den Charakter der Heiligkeit beizulegen. Besonders oft ist es eine Kluft oder ein Spalt im Boden, vielleicht mit giftigen Dämpfen oder dem Nebel eines unterirdischen Stromes angefüllt, oder auch nur,

in seiner schwarzen Nacht, einen Zugang zu den Geheimnissen des Unterwelt bildend. Dieser Art war die Kunst des Clavischen, des Delischen und des Delphischen Apollo und das Orakel der wehlagenden Nymphen auf dem Cithäron. Dieser Art war die Höhle des Trophonius; und sein eigener Name ist vielleicht nur ein Synonym für ‚Mutter Erde‘, unter vielen Namen das eine ‚Beseh‘, das zugleich näher und offenkundig. Manchmal, wie in Megara, Siphon, Orchomenos, Laobicea, bildet sich das Heiligthum rund um einen *patulos* oder Fettschrein, der vielleicht zu einer Säule oder Pyramide gestaltet ist und anfangs meist mit dem Gott selbst identifizirt war, wenn auch nach der Erfindung der Bildhauerkunst seine Bedeutung verdunkelt oder vergessen wurde. Solche Steine überdauern alle Religionen und stehen in ihrer rohen Gestaltlosigkeit für uns da als die ältesten Zeugen dessen, was der Mensch hoffte und fürchtete. Mitunter war der geheiligte Ort nur eine für die Beobachtung des Vogelfluges oder des Blühes bevorzugte Stelle, wie des Teiresias ‚alter Sitz der Weissagung‘ oder die Feuerstelle, von der aus die Pythaisken, bevor die Heilige Gesandtschaft nach Delphi ausbrechen konnte, Ausschau hielten über den Ramm des Parnes hin nach dem Ruf der himmlischen Flamme. Oder es war vielleicht nur ein Ort, wo die Weissagung aus Brandopfern ungewöhnlich wahr und klar zu sein schien; in Olympia, zum Beispiel, wo, wie Bindar uns erzählt, ‚Wahrzager, aus dem Opfer prophetisch, den hell leuchtenden Zeus versuchen‘. Es ist zwecklos, ausführlich von Hainen, Strömen und Berggipfeln zu sprechen, die in allen Gegenden der Welt das Verborgene dem Menschen nahebringen schienen durch geheimnißvolles Wogen, murmelndes Rauschen oder durch die Nähe des Himmelslichtes. Es genügt, zu erkennen, daß in Griechenland, wie in anderen Ländern, über welche aufeinanderfolgende Wogen der Einwanderung hingegangen sind, die geheiligten Stätten meist in den Urzeiten nach einfachen Gründen ausgewählt wurden. Als dann gebildete Geschlechter folgten und Apollo kam, wurden die alten Heiligthümer neuen Gottheiten geweiht, die alten Symbole wurden umgestaltet oder verschwanden. Die Fettschreine wurden von Götterbildern gekrönt oder von solchen verdrängt und in die Erde vergraben. Die Sibyllen starben in den Tempeln und die Insel des Sonnengottes trägt die Grabstätte der Mondtöchter des nördlichen Himmels.“

Legende und Geschichte machen Dodona zum ältesten Sitz der griechischen Orakel. Dort stand ein Tempel und Jupiter war die Gottheit, welcher er gewidmet war. Man glaubte, der Gott wohne in einer alten Eiche an diesem Ort, und verschiedene Berichte geben an, daß seine Offenbarungen durch das Rauschen der Blätter dieses Baumes geschähen oder durch das Lärmen des Windes im Dreifuß, der immer mit der Einrichtung eines Orakels verbunden war. Eine Zauberin als Medium für den Gott scheint nicht dagewesen zu sein, sondern nur die priesterliche Deutung der Naturanzeigen, aus denen die Zukunft vorhergesagt wurde. Erst in späterer Zeit nahm die Offenbarung die Form mediumistischer Rede an. Das Dodonische Orakel war eine Auslegung von Naturerscheinungen und entstand offenbar aus altem Baumbienst. Die Eiche von Scheschem, wo Jakob seine falschen Götter mit ihren Ohrringen begrub, die Haine von Beersaba und andere berühmte Stätten Judas waren jedenfalls Anzeichen des selben Gottesdienstes in Palästina.

Das berühmteste und bedeutendste Orakel war das in Delphi. Es war das Orakel Apollos. „Es lag ungefähr sechs Meilen lanbeinwärts von den Küsten des

Korinthischen Golfes in einer zerrissenen, romantischen Schlucht, die gegen Norden von dem steilen, mauerähnlichen Abhang des Parnass, Phaedriades oder glänzende Felsen genannt, gegen Osten und Westen von zwei kleineren Rücken oder Ausläufern und gegen Süden von den unregelmäßigen Höhen des Cirphis abgeschlossen war. Zwischen dem beiden Bergen floß der Pieltos von Osten nach Westen und nahm der Stadt gegenüber das Flüsschen der Kastilischen Quelle auf, das mitten am Abhang des Parnass aus einer tiefen Schlucht entsprang.“ Der Ursprung des Orakels ist sagenhaft. Sein Verfahren war ganz verschieden von dem zu Dodona. Die Orakel wurden von der menschlichen Stimme ausgegeben und erforderten die Dienste eines Priesters und eines Mediums (wenn wir die Art des Verkehrs mit der Gottheit so nennen dürfen). Wie bei ähnlichen Erscheinungen unserer Zeit, versiel die Prophetin in eine angebliche oder wirkliche „Trance“ und die Mittheilungen erfolgten in unzusammenhängenden Aeußerungen, die vom Priester oder den das Orakel Befragenden gedeutet werden mußten. Weist wohl nach freiem Ermessen.

Dieses Orakel wurde von Männern in allen Lebensstellungen, in privaten und öffentlichen, befragt. Es war eine sehr häufig benutzte Quelle des Rathes in Angelegenheiten der Staatspolitik und besonders für den Krieg. Es scheint, daß kein Staat einen Krieg anfang, ohne das Orakel zu befragen. Die Hoffnungen und Erwartungen, die ein solcher Erfolg hervorrief, mußten seinem Dienst schwere Verpflichtungen auferlegen und zu einem Verfahren verleiten, das dem „Orakelhaften“ in unserer Zeit und schon bei den einsichtsvollen Denkern Griechenlands einen Neben-sinn gegeben hat. Die menschliche Natur, die sich auf die Gottheit und auf die Weisung von Kräften einer anderen Welt verließ, statt auf die eigenen Hilfsmittel, verlangte von dem Orakel Rathschläge, die kaum von den Weisesten erwartet werden durften, und so lag die Versuchung nah, die Mittheilungen und die Deutung täuschend zu gestalten. Die verschiedenen Einflüsse, durch welche die Bedeutung der Religion im nationalen Leben auf Kosten der Philosophie geschmälert wurde, zwangen die Orakel, den Fragern räthselhafte Antworten zu geben. So verloren sie die Achtung der Einsichtsvollen und bewahrten sich nur noch die der Abergläubigen. Eine schwache Spur ihres Interesses und ihrer Macht findet man noch bei den Neuplatonikern. Der berühmte Spruch an Krösus, als er fragte, ob er den Krieg beginnen solle, daß eine große Nation zerstört würde, war zweideutig genug, ihn in den eigenen Untergang zu führen. Die Zweideutigkeit der Antworten mag oft eben so wohl der Unwissenheit wie überlegter Täuschung zugeschrieben werden. Doch ehrlich oder unehrlich; das Ansehen der Orakel mußte erhalten werden, und je mehr das Wissen von der Natur und die Zweifelsucht wuchs, desto sorgfältiger forschte man dem angeblichen Verkehr mit der Gottheit nach, bis die ganze Einwirkung unter Roms Herrschaft verschwand.

Troydem die Orakel schließlich in wirkliche oder anscheinende Betrügerei und Täuschung ausarteten, erhielten sie sich den Ruf, daß an ihnen Erscheinungen sichtbar wurden, die die Achtung und das Nachdenken manches fähigen Kopfes hervorriefen. Plato wies ihnen sowohl in seiner „Republik“, dem idealen, als in seinen „Gefetzen“, dem praktischen Staat, eine wichtige Stelle an. Die Neuplatoniker gaben sich mit Magie und Weisheitsbannen ab und ihr Hauptvertreter, Plotinus, machte Trancezustände durch, in denen er tiefer in die Natur der Dinge hineinzusehen glaubte, als sein normales Bewußtsein gestattete. Plato hielt den

Wahnsinn für den Zustand, in dem man die letzten Wahrheiten entdeckte. Sogar der Materialist der epikurischen Schule schrieb den Träumen Bedeutung genug zu, um das Dasein der Götter aus ihnen zu beweisen; ließ aber diese Götter nicht auf die natürliche Ordnung der Welt einwirken.

Die Ansicht der alten und neueren Geschichtschreiber scheint darin einig zu sein, daß im Ganzen der gute Einfluß der Orakel überwoog. In unserer Zeit bestreitet Niemand, daß sie mit manchem Zweifelhaften, Widersinnigen, ja, ausgesprochen Schädlichen verbunden waren. Aber ihre Gebrauche wichen dem Fortschritt des Wissens und wurden identifizirt mit Dem, was die attische und dorische Religion Festes an sich hatte. Delphi dauerte fort bis zuletzt, weil es dem Geist der griechischen Religion besser angepaßt war; es stellte den Widerstreit dar zwischen der alten und der neuen Auffassung der Götter. Im Gegensatz zu den älteren, von den Naturkräften ausgeführten Weissagungen von Dodona trat hier eine geistige Verbindung mit der Gottheit auf. Apollo, das Symbol des Lichtes und der ewigen Jugend, verdrängte die kältere Majestät Jupiters und überall, wo die Kunst in der Bildhauerei, der Malerei und der Dichtung den Sieg eines besseren über ein roheres Zeitalter feiern konnte, brachte sie in Tempeln, auf Altären und in Gaben den Orakeln ihre Huldigung dar.

„In dem neuen Tempel jedenfalls, der in historischer Zeit wiederaufgebaut wurde“, sagt Myers in einer Bemerkung über den Sieg des Delphischen über das Dodonische Orakel, „war die moralische Bedeutung der Religion des Apollo in unzweideutigem Bildwerk aufgedrückt. Gerade wie vier große Zonen von Bildwerken die Halle in Camelot, dem Mittelpunkt des Glaubens, der Britanien civilisirte, mit manchem mystischen Symbol des menschlichen Sieges umgürteten, so waren auch über der Säulenhalle des Delphischen Gottes in Gemälden und Skulpturen Szenen dargestellt, die von dem Triumph der idealen Menschlichkeit über die ungeheuerlichen Gottheiten erzählen, die der Ursprung wilder Furcht sind. Da sah man „das Licht aus den Augen der Zwillingsgeschwister“ der Kinder Letos; da war Herakles mit goldener Sichel, Iolaos mit dem Feuerbrand, die Köpfe der sterbenden Hydra versengend, „die Geschichte“, sagt das junge Mädchen im Jon, das darauf hinblickt, „die an einem Webstuhl gesungen wird“; da war der Reiter des besäugelten Rosses, der die Feuer athmende Chimaera erschlug; ferner der Tumult des Krieges der Riesen; Pallas, die den Schild gegen Enkelados erhebt; Zeus, der den Nimos mit dem großen, flammendrandigen Pfeil niederstreckt, und Bacchus „mit seinem unfriegerischen Epheusstab“, der auch ein Kind der Erde stürzt.“

Aber weder die Kunst noch die Thatächlich der griechischen Civilisation geleisteten Dienste konnten die Orakel retten. Sie hatten ihre Schatten wie ihre Lichtseiten. Es waren nicht die zweideutigen Antworten allein, die ihr Schicksal entchieden. Kultur und Wissen machten ihre Offenbarungen zu leer und lächerlich, als daß sie den gebildeten Klassen noch Vertrauen einflößen konnten, ohne Rücksicht darauf, was sie von ihren übernormalen Erscheinungen gelten ließen. Weil es ganz allgemein war, sich auf die Orakel zu verlassen, so kamen alle Klassen zu ihnen, um Unterweisung und Führung zu suchen, und die unausstilgbare Abhängigkeit des griechischen Geistes von der äußeren Natur in der Philosophie, der Kunst, der Religion trieb die Bevölkerung zu allen und jeden Quellen vorausschauender Hilfe. Die Orakel waren der einzige anerkannte Weg, den geheimnißvollen Schleier zu durchdringen, der die himmlische von der irdischen Welt trennt, und indem sie alle

Klassen der Bevölkerung zu jedem denkbaren Rath und Beistand an ihre Städte führten, verdarben sie sich selbst ihren Einfluß. Dies, zusammen mit dem zweifelhaften Charakter vieler Antworten, beschleunigte ihren Untergang. Die den Orakeln vorgelegten Fragen, die auf ausgegrabenen Tafeln unter den Trümmern von Delphi gefunden wurden, enthüllen uns die Art der Leitung, die von den Anbächtigen und den um übernatürliche Hilfe Strebenden gesucht wurde.

„Gerade als Polygnotus“, sagt Myers, „die Lesche der Knider zu Delphi ausmalte, plauderte auf dem Marktplatz zu Athen ein Mann, von dessen mächtiger Individualität, der eindrucksvollsten, die Griechenland je gekannt hat, die Umwandlung jeden Gebietes des Glaubens und Denkens ausgehen sollte. Wenn wir die Geschichte der Orakel verfolgen, werden wir den Einfluß des Sokrates hauptsächlich in zwei Richtungen finden: in seiner Behauptung einer persönlichen und geistigen Beziehung zwischen dem Menschen und der Welt des Unsichtbaren also eines Orakels, das nicht außer, sondern in uns liegt, und in dem Begriff der Wissenschaft, wie er ihn schuf, als einer Geistesrichtung, die jede Erklärung von Erscheinungen ablehnt, welche nicht die Fähigkeit verleihet, diese Erscheinungen vorherzusagen oder aus Neuse hervorzurufen. Das Orakel, das den Sokrates selbst betraf, das ihn für den Weisesten des Menschengeschlechtes erklärte, ist eins der beachtenswertheiten, die je in Delphi ausgesprochen wurden. Die Thatsache, daß der Mann, dem die Götter dieses äußerste Lob gespendet hatten, ein Lob, dem man nur die an Lykurg gerichteten mythischen Worte an die Seite stellen kann, einige Jahre später wegen Gottlosigkeit dem Tode überliefert werden sollte, hat gewiß eine tiefere Bedeutung, als man gewöhnlich bemerkt. Sie zeigt die Trennung des Geistes von den Propheten, des Buchstabens vom Geist, die sich in der Geschichte aller Religionen ereignen muß und von deren Beilegung jedesmal das Schicksal der Religion abhängt. Im vorliegenden Fall sind die Verhältnisse des Streites auffallend und ungewöhnlich. Man klagt Sokrates an, daß er die Götter des Staates nicht ehre und neue Götter einführe unter dem Namen von Dämonen oder Geistern, wie wir das Wort übersehen müssen, da der Ausdruck Dämon im Munde der Kirchenväter eine able Bedeutung angenommen hat. Er erwidert, er ehre die Götter des Staates, wie er sie auffaßt, und der Geist, der mit ihm spricht, sei eine Kraft, die er nicht verleugnen könne.“

Eine „äußere“ Stimme leitete Sokrates und diente ihm als persönliches Orakel, aber sie sagte ihm nicht, was er thun solle. Höchstens warnte sie ihn in kritischen Lagen vor Dem, was er nicht thun solle. Die Handlungen, die sein natürliches Leben ausmachen sollten, blieben seinem eigenen Urtheil überlassen und der Verkehr mit unsichtbaren Kräften beschränkt auf gewisse Maßregeln in nothwendigen und wichtigen Krisen. Diese Fähigkeit erlangte er durch Kenntniß seiner selbst und der Dinge, während die alten Orakel der Unwissenheit als Nachhilfe gebient hatten. Als Sokrates das Orakel zu Delphi befragte, um dessen Art zu prüfen, antwortete es als schlauer Kenner der menschlichen Natur in höchst treffender Weise: „Erkenne Dich selbst!“ Und sprach mit diesen Worten sein eigenes Todesurtheil aus. Diese Orakelantwort paßt so gut auf das Leben und die Anschauungen des Sokrates, daß man sie gern für sagenhaft halten möchte; aber sie scheint historisch zu sein und spiegelt in lehrreicher Klarheit den Geist jener Macht wider, die das Geschick Griechenlands viele Jahrhunderte lang beherrscht hatte.

Professor Dr. James S. Hyslop.

Americana.

Mr. President“ zeigt eine geradezu unheimliche Initiative. Wer hätte dem „Waffen-Taft“, der seit dem vierten März im Weißen Haus residirt, ein so unabhängiges Temperament zugetraut? Der Mann will die Welt aus den Angeln heben. Ein Zolltarif, der Dinglers Ruhe nicht gestört hat; eine kräftige Dividendensteuer (unsere neueste Erfindung, die Talonsteuer, ist im Vergleich zu Tafts Produkt ein schwacher Schemen); und eine höchst unternehmende Chinapolitik. Man kommt aus dem Staunen nicht heraus. Während Roosevelt Affen schießt, hat William Howard Taft eine neue Wirthschaftsraera eingeläutet. Nachgerade kommts zu Tage, daß Teddy und William durchaus nicht in allen ökonomischen Fragen d'accord gewesen sind. Erst hieß es, was der Eine will, sei Gesetz für den Anderen. Jetzt sagt Roosevelt II. zu Roosevelt I.: „Lex mihi mars. Krieg will ich; gegen die Riesen im Land und gegen die Konkurrenten auf dem Weltmarkt. China den Amerikanern.“ Zwar haben die Yankee's für das Reich der Mitte, überhaupt für den Erdkloben den berühmten Grundsatz der „Offenen Thür“. Aber die Monroe-Doctrin lebt auch noch; und die gilt schon längst nicht mehr nur für Amerika, sondern für alles Land westlich von Frisco. Diese Auffassung hat Taft vertreten, seit er Kriegsminister und „Statthalter“ der Philippinen war. Damals schüttelte Teddy den Kopf; denn er wollte die Japs nicht reizen. Die könnten eine allzu aktive Unterstützung des Reiches vom doppelten Drachen als Louche betrachten und die Kontrahage annehmen. Deshalb wurde dem für Her Gracious Majesty Tse-Si begeisterten Kriegsssekretär freundlich abgewinkt. Die Kaiserin ruht in der Totengruft; aber ihr Verehrer ist auf den Platz des Ersten Mannes in den Vereinigten von Amerika gerückt und hat seine alte Liebe nicht vergessen. China soll kein Finanzgeschäft mehr abschließen, ohne daß amerikanisches Kapital daran theilhaftig ist. Dieses Prinzip wurde sofort in die Praxis umgesetzt; die Regierung in Washington erklärte, daß die bekannte Anleihe für den Bau der Eisenbahn Hankau-Szettschan ohne Mitwirkung der amerikanischen Finanz nicht denkbar sei. Diese Transaktion ist von einer deutsch-englisch-französischen Gruppe in den ersten Junitag ratifizirt worden, nachdem der Deutsch-Asiatischen Bank von England der (unbegründete) Vorwurf gemacht worden war, das Institut habe bestimmten Abmachungen zuwidergehandelt. In Wirklichkeit ist die Entwicklung der Kanton-Hankau-Eisenbahnanleihe eine zweite Auflage der Bagdadbahnfrage. Hier wie dort haben die Engländer Gelegenheit gehabt, ihren finanziellen Wünschen Erfüllung zu verschaffen. Aber in beiden Fällen wurde das britische Uebergewicht so laut betont, daß aus der englischen Beteiligung zunächst nichts wurde. Nachher übernahm Deutschland (gemeinsam mit Frankreich) hier wie dort die Finanzirung; und nun ging die Hezerei los. John Bull hat noch nie aus seinem Herzen eine Würdegrube gemacht; also pöbelte er den Direktor der Deutschen Bank an, weil Herr von Swinmer gewagt hatte, in einer englischen Monatschrift die Entwicklung der Bagdadbahn unter deutscher Regide zu schildern. Das, hieß es, sei geschehen, um die englische Finanzwelt zur Unterstützung eines Unternehmens zu verleiten, das den Haß der Türkei auf sich geladen habe“. (Hätte England die Bahn gebaut, so würde die Begeisterung der Turbanträger wahrscheinlich keine Grenzen kennen.) Deutschland habe eingesehen, daß es allein mit dem Bau nicht fertig werden könne, und wende

sich nun an die Londoner Finanz, um deren Antipathie gegen das „Bagdabbahn-Abenteuer“ zu beseitigen. Nach dieser Probe wäre jeder Zweifel an der Fähigkeit des guten John Bull, die Dinge auf den Kopf zu stellen, ein Frevel. Der Gesundheit des Herrn Gewinner soll der Angriff der National Review nicht geschadet haben. Das Geschrei über die „Treulosigkeit“ des deutschen Kapitals in der Angelegenheit der chinesischen Bahnanleihe hat aber bewirkt, daß auf Englands Wunsch das dreieckige Verhältnis wiederhergestellt wurde. Der geringe Betrag der Anleihe (27 Millionen Dollars) hätte die Aufwerfung einer Prinzipienfrage nicht gelohnt.

Die Sache rückte noch einmal in den Vordergrund, als der amerikanische Löwe erwachte. Der hat ziemlich lange und fest geschlafen. Die chinesische Anleihe war schon im Jahr 1904 Gegenstand diplomatischer Unterhandlungen zwischen Washington und Peking. Der amerikanische Gesandte Conger hatte verabredet, daß China das für den Bahnbau erforderliche Geld von Amerika und England nehmen solle. Als dann aber die newyorker Finanz aufgefordert wurde, sich für die Anleihe zu interessieren, hinderten gerade andere Geschäfte die Pantees, die Chinesen zu unterstützen. So verging die Zeit, bis schließlich die rührigen deutschen Finanzmänner sich mit John Chinaman „ins Einvernehmen setzten“. Man kam rasch ins Reine, mußte schließlich aber auf amerikanische Wünsche Rücksicht nehmen. Ob es Last gelingen wird, seine persönliche Begeisterung für das Reich der Mitte und dessen finanzielle Ausbeutung auf die Könige der Fünften Avenue zu übertragen, ist noch fraglich. Die Leute, die in Wallstreet den Ton angeben, die Morgan, Rockefeller, Harriman, haben bis heute noch nicht viel Sympathie mit China gezeigt. Daß sie es künftig, à titre de courtoisie für den Präsidenten, thun werden, ist nicht sehr wahrscheinlich, weiß Last ihnen mit seiner Dividendensteuer Kergerniß bereitet. Dem deutschen Geldmann und Händler könnte es schließlich Harcimentum sein, bis zu welchem Grade die Liebe des Sternenkunsts Sam (der ihm dort bequemer ist als John Bull) für die „Söhne des Himmels“ steigt. Wenn nur die Thür offen bleibt und dem freien Wettbewerb keine amerikanische Zwangsjacke angelegt wird.

Wie weit der von Last begonnene Chinafeldzug führen wird? Das hängt von der Entwicklung des amerikanischen Geschäftes ab. Finden die Manager im eigenen Land genug zu thun, um neue „Wasserbauten“ auszuführen, so werden sie sich den Teufel um die Ausbeutung des chinesischen Reiches kümmern. Daß die Zollner bei der Tarifierform Steger blieben, spricht für die ungeschwächte Macht der Trusts, denen auch Last das Lebenslicht nicht löschen wird. Er wird umfallen, wie er in der Zollfrage vom hohen Siedestal gesunken ist. In seinem Wahlauftritt hatte er gesagt: „Die Republikanische Partei erklärt sich in unzweideutiger Weise für eine Revision des Zolltarifes in einer Sondertagung des Kongresses, die unmittelbar nach dem Amtsantritt des neuen Präsidenten stattfinden soll.“ Die Revision kam; fiel aber ganz anders aus, als der Papabile einst seinen Wählern versprochen hatte. Das neue Tarifgesetz unterscheidet sich nur durch den Namen vom Dingleytarif. Kein Stein ist aus den Zollmauern entfernt worden; die Möglichkeit des Abschlusses eines deutsch-amerikanischen Handelsvertrages hat die Grenze des Schattensreiches noch nicht überschritten. Wer an die Wirkung der Predigten Carnegies gegen den Schutz Zoll glaubte, wurde arg enttäuscht. Die kapitolinischen Weisen wollen nichts davon wissen, daß der Zoll nur eine „pädagogische Maßregel“ sei, gut genug, dem Lande zu dienen, bis die eigene Industrie sich ausgewachsen hat.

Als Andrew Carnegie in die Welt hineinrief: „Die amerikanische Stahlindustrie ist stark genug, um auch ohne Zollschutz der Konkurrenz trotzen zu können,“ sah Mancher schon die Morgenröthe einer neuen Zeit freien Wettbewerbes auf dem Weltmarkt anbrechen. Wenn erst die Yankees ihre Zollgößen gestürzt haben, müssen andere Länder ihnen bald folgen. Doch die Herrschaft der Zöllner wurzelt tief und der Prophet Carnegie galt nichts in seinem Vaterlande. Wohl aber hat Charles M. Schwab, der Skeptiker, Recht behalten, der damals sagte, die Vereinigten Staaten würden durch eine Beseitigung der Schutzzölle ihre wirtschaftliche Stellung in der Welt aufs Spiel setzen. Im Uebrigen ist die Stimmung gegen die das Land beherrschenden Multimillionäre nicht freundlicher geworden, als sie in der letzten Zeit von Roosevelts Herrschaft war. Last hats anders gemacht als sein Vorgänger; er hat die Campagne gegen den Reichthum „fiskalisch“ aufgepußt; er glaubte, sehr schlau zu sein, als er die Einkommensteuer in den Mittelpunkt der Diskussion schob. Zum ersten Mal wird drüben eine allgemeine Besteuerung des Einkommens geplant. Die „Reichen Räuber“ sollen der Staatskasse Tribut zahlen.

Einstweilen handelt sich um die Korporation- oder Dividendensteuer. Alle Gesellschaften sollen eine Steuer von 2 Prozent im Jahr (auf die Nettoeinnahmen) tragen. Mit der Abgabe hätten die Unternehmer sich schließlich abgefunden. Ganz undenkbar, aber scheint ihnen, daß der Herr Steuerfiskal ihre Bücher kontrollire. Den Steuereinnehmer in die Geheimnisse der Bilanz einweihen; unmöglich. Bis jetzt haben die amerikanischen Truß sich jeder staatlichen Revision ihrer geschäftlichen Interna zu entziehen gewußt. Sie werden sich nicht sträuben, mehr zu zahlen, wenn man sie in Ruhe läßt. Uebrigens hat die Dividendensteuer des Herrn Last auch eine für das europäische Kapital interessante Seite. In vielen amerikanischen Gesellschaften steckt europäisches, besonders deutsches Geld; und die Steuer wird natürlich auf die Aktionäre abgewälzt. Dagegen ist an sich nichts einzuwenden; auch in Deutschland nimmt man keine Rücksicht auf ausländische Gesellschaften oder auf fremde Besitzer deutscher Wertpapiere. Angenehm wird es aber dem deutschen Inhaber einer amerikanischen Eisenbahnaktie nicht sein, wenn ihm die Dividende zu Gunsten des amerikanischen Steuerfiskus beschnitten wird. Vielleicht könnte man sich mit dem Begriff der Reziprozität helfen: auch in Deutschland machen die Effektensteuern nicht vor dem ausländischen Besitzer halt. Fürs Erste muß man die Wirkungen abwarten, die Lasts Korporationsteuer auf die Beziehungen des deutschen Kapitals zu amerikanischen Wertpapieren haben wird. Als zweite haute nouveauté wurde eine Schiffsahrtsteuer eingeführt. Jedes einen amerikanischen Hafen anlaufende Schiff hat eine Abgabe von 2 Cents per Tonne zu entrichten, sofern es amerikanischer oder westindischer Herkunft ist. Alle aus anderen Häfen kommenden Schiffe haben eine Steuer von 6 Cents für die Tonne zu zahlen. Die Folge der Steuer wird sein, daß alle Schiffe, die es nicht unbedingt nöthig haben, vermeiden werden, amerikanische Häfen anzulassen; bei denen, die es nicht vermeiden können, ist die Frage: Wer trägt die Steuer? Der Rheber oder der Verladener und Passagier? Fracht- und Passagepreise werden jedenfalls steigen, selbst wenn die Steuer nach oben begrenzt wird (man will in beiden Fällen den Steuerbetrag nicht über 10 und 30 Cents per Tonne und Schiff im Jahr hinausgehen lassen). Ein hamburgischer Dampfer, der 10 000 Registertons hält und mehrmals im Jahr amerikanische Häfen anläuft, hätte eine Maximalsteuer von 3000 Dollars zu zahlen. Man kann sich ungefähr

vorstellen, was die Gesellschaften zu zahlen hätten, deren Schiffe nach New York gehen. Wird das Repräsentantenhaus dem Beschluß des Senats zustimmen?

Lasts Vorgehen gegen die Trusts ist zum Theil mit der Revision des Zolltarifs verknüpft worden. So wurden neue Bestimmungen zur schärferen Kontrolle des Tabaktrusts beschloffen, der in Zukunft gezwungen sein wird, sich in der Ausbeutung der Konsumenten etwas enger zu beschränken. Gegen ihn hat sich in letzter Zeit ein besonders heftiger Born zusammengelassen, weil man dahinter gekommen ist, daß er, durch geschickte Pachtungen, sich „Extraverdienste“ von Millionen verschafft hat. Ein zweiter Trust, dessen sich das neue Regime in wenig liebevoller Weise angenommen hat, ist die American Sugar Refining Company. An absoluter Willensfreiheit übertrifft der Zudertrust beinahe jeden Genossen. Die Standard Oil Company ist ja die hohe Schule der Skrupellosigkeit. In der Sugar Refining Company aber hat der Oeltrust den Meister gefunden. Das hat die beiden Korporationen wohl zu Beziehungen geführt, deren Grenzen heute noch im Dunkel liegen. Henry D. Havemeyer, der Gründer des Zudertrusts, ist von seinem Freund Rockefeller stets bewundert worden. Sein Verkehr mit den Gerichten und seine Art, die Konkurrenz zu behandeln, sind vorbildlich für jeden Truststudenten. Die Zudergesellschaft hat sich in den zweiundzwanzig Jahren ihres Bestehens mit den höchsten Richtern der Union herumgeschlagen, ohne an Macht und Prestige dadurch zu verlieren. Der Trust ist immer größer geworden, da er die Neigung des Kapitalistenpublikums durch Zahlung anständiger Dividenden zu gewinnen verstand. Das Aktienkapital (90 Millionen Dollars) ist in guten Händen. Obwohl Roosevelt oft gebeten worden war, gegen den Trust, wegen Verletzung von Sherman's Antitrustbill, einzuschreiten, ist es niemals zu einem Prozeß gekommen. Erst in diesen Tagen hat der Oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten die Anklage gegen den Zudertrust und dessen Direktoren wegen einer ganzen Reihe ungesetzlicher Handlungen erhoben. Vielleicht hat Last den besonderen Ehrgeiz, den einst vielbewunderten Teddy in der Rücksichtigung der Trusts zu übertreffen. Damit ist aber noch nicht gesagt, daß er glücklicher sein wird als der Raufreiter, dem der Feldzug gegen das Großkapital einen recht schlechten Abgang bereitete. Eine Wirtschaftreform ist in den Vereinigten Staaten nur mit den Trusts, aber nicht gegen sie denkbar. So weit sind wir noch nicht; werden fürs Erste auch nicht so weit kommen. (Trotzdem die Herren Schmidtman und Sauer, die sich den Amerikanern verbündet, den Kalipreis in die Höhe zu treiben, dem Syndikat den Lebensfaden abzuschneiden versucht und uns das Wespenstich des Kali-Ausfuhrzolls heraufbeschworen haben, allenfalls das Zeug zu Duodezjüsten in einem Trustreich hätten.) Man sieht aber, daß unsere geliebte „Finanzreform“ Schule macht oder selbst schon das Kind einer Zeitendenz war. In England wird geschimpft, als müsse den Citymillionären nächstens die Götterdämmerung anbrechen; in Amerika köhert man, da man sich an die Großen noch nicht heranwagt, in allen Marktwinkeln nach Steuerobjekten und möchte sogar die lange jätlich geschnittene Schiffsahrt mit einer Sondersteuer befrachten. Eine schlechte Zeit für das Kapital, dem man das Mobilsein beinahe nirgends mehr so recht gönnt. Kein Wunder, daß sich jenseits vom großen Wasser die Riesen gegen die nahende Gefahr panzern. Was soll aus der Welt des Kapitalismus denn werden, wenn auch drüben Herr Fiskus den Privatunternehmern und Aktientyrannen die Profite abzuknipsen vermag? Am Ende ist noch ein Blick, daß die Trusts auf der Wacht sind. *Vado n.*

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft
auf Aktien.

Berlin SW 11, Königgrätzerstrasse 45

Fernsprecher: Amt VI, 675 und 875. Telegramme: Ulrichs.
Reichsbank-Giro-Conto.

Bergwerksunternehmungen.



MURATTI

Unablässig vorwärts schreitet die Technik. Die neuesten Maschinen, die neuesten Arbeitsmethoden werden bei der Herstellung der Salamanderstiefel angewandt. So entsteht ein mustergültiges Erzeugnis von unerreichter Preiswürdigkeit. Fordern Sie Musterbuch H.



SALAMANDER

Einheitspreis . . . M. 12,50

Schuhes. m. b. H.

Luxus-Ausführung M. 16,50

BERLIN W. 8, Friedrichstr. 182.

Stuttgart — Wien I — Zürich.

Nur in „Salamander“-Verkaufsstellen zu haben

Nähret die Nerven mit Neocithin aus Apotheken
Drogerien.

Schultheiss-Bier

verdankt sein Renommee

seiner hervorragenden Qualität und Bekömmlichkeit.

Moderne Erdmannsdorfer Möbel

für Büro und Herrenzimmer

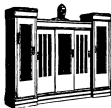
Man verlange Kataloge:

- „B“ für Bibliotheken und Bücherschränke
- „H“ für Herrenzimmer und Privat-Büro
- „K“ für Kontormöbel
- „L“ für Klubsessel und Ledermöbel

BEER & HAROSKE

G. m. b. H.

BERLIN C 37, nur Hausvogteiplatz 12



Berliner-Theater-Anzeigen

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Die oberen Zehntausend

Operette in 3 Akten nach einer Idee des
Victorien Sardou v. Julius Freund.
Musik von Gustav Kerker.
In Szene gesetzt von Dir. Rich. Schultz.

Victoria-Café

Unter den Linden 46

**Größtes Café der Residenz
Sehenswert.**



INTERNATIONALE PHOTO-
GRAPHISCHE AUSSTELLUNG
DRESDEN 1909

Ausstellungspalast * Mai-Oktober
Kunst- und wissenschaftliche Photographie.
Reproduktionstechnik. Industrie, Sonderaus-
stellung für Länder- und Völkerkunde. Stern-
warte und Koenigsberg-Fernphotographie in
Betrieb. Brieftauben-Photographie. Vorfüh-
rungen für Belehrung und Unterhaltung.
Vergnügungspark. Tombola.

Arkadia Behrenstr. 55-57
Reunions: Sonntag, Mittwoch, Freitag

Im neuerbauten Jägerstr. 63a 35 **Moulin rouge**
Reunions: Montag, Dienstag,
Donnerstag, Sonnabend

Unterhaltungs-Restaurant **Wien-Berlin**

Elegantes Familien-Restaurant.

Berlin W., Jägerstrasse 63a.

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

Treffpunkt der vornehmen Welt

Die ganze Nacht geöffnet.

Künstler-Doppel-Konzerte.

Grand Hotel de Rome

Eröffnet 1909

Leipzig.

Des. Adolf Schlinke

Haus allerersten Ranges

Warm u. Kalt Wasser in allen Schlafzimmern. — Appartements u. Einzelzimmer mit Bad.

Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung

SW. 11, Königgrätzer Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.

Terrains, Baustellen, Parzellierungen.

I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebaute Grundstücke.

Sorgsame fachmännische Bearbeitung.

NPG Photo-Papiere „Films

werden von ersten Amateuren bevorzugt. — Gesamtpreisliste kostenfrei.

Die verbreitetste Marke



auf der ganzen Welt

Das Bild. Monatsschrift für photo-
graphische Bildkunst.

Jahres-Abonnement mit April beginnend Mk 2.—, Ausland Mk. 2.60.

Probeweile kostenlos

Neue Photographische Gesellschaft A.-G., Steglitz 57.

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zelle 1,00 Mk.

Sandow's Werk frei!

Dieses neue Buch von Eugen Sandow, dem weltberühmten Gründer seines Körperpflege-Systems, zeigt, wie Jedermann, bei täglicher Aufwendung nur weniger Minuten, seinem Körper Gesundheit, Kraft und Schönheit verleihen kann. Ueberraschende Erfolge! Begeisterte Outachten!

Spezial-Angebot: Jeder Leser, der sofort schreibt, erhält ein Exemplar kostenlos und portofrei zugesandt. Interessante Illustrationen!

Sandow's Dumb Bell Co. Abt.: 115. Berlin, Potsdamerstrasse 109.



Ausstellung

v. Wohnungseinrichtungen u. Erzeugnissen der Berliner
-Holz-Industrie in den Ausstellungshallen am Zoo.

Geöffnet
10—8 Uhr

Eintritt
1 Mark

Täglich
Konzert



Secession

Kurfürstendamm 208/209.

Geöff. tägl. 9-7 Uhr.

Eintritt 1 M.



INTERNATIONALE
LUFTSCHIFFFAHRT
AUSSTELLUNG
EXPOSITION AERONAUTIQUE
JULI
FRANKFURT 1909

JLA Frankfurt a. M.

10. Juli — 10. Oktober.

- Erste** Experimental-Ausstellung für alle Gebiete der Luftschiffahrt.
- Fünf** Motorballons im Betriebe Zeppelin, 2 Parsevals u. s. w.
- Alle** Flugmaschinen-Systeme auf grossem Flugfelde vorgeführt.
- Täglich** Passagierfahrten in Motor und Freiballons.
- Täglich** Wettbewerbe. 200 000 Mk. Preise.
- Sonderausstellungen** des Auslandes.

: Autoren :

verlangen vor Drucklegung ihrer Werke im eigenen Interesse die Konditionen des allen bewährten Buchverlags sub. Z. J. 86. bei Haasestein & Vogler A.-G., Leipzig.

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation Ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee.
Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

*Jahresberichte
des Logen*

erörtert Dr. A. Dalber in dem Buche
„Elf Jahre Freimaurer“, 82 S. Gegen
Einsendung von M 1.10 franko von
Stracker & Schröder, Stuttgart-B. 24.

Ehe-schliessungen England
rechtsgültige, in
Prosp. fr.; verschlossen 50 Pfg.
Brock & Co., London, E. C. Queenstr. 90/91.

Ihr Charakter, Geist, Gefühl w. nach Ihr. Schrift beur. Einzeln, ginst. Einfluss-
Psych. Wissen. Vertrauens-Spez. nur für Gebild. seit 1890! Nobl. obl.
Prosp. gratis. P. Paul Liebe, Psychologe, Augsburg L. Z. Fach.

Schriftstellern

Die Hauptströmungen der Literatur d. 19. Jahrhunderts.

Von Georg Brandes.

6 Bde. 9 Aufl. 05. 25 M. Leinwbd. 30 M.
Dasselbe: Wohlfeil. Ausg. 6 in 2 Lwbd. 20 M.

Die Philosophie Herakleitos.

d. Dunklen v. Ephes. v F. Lassalle. 2 Bde.
Lex. 8°. Originalausg. 20 M.

Geschichte der menschlichen Ehe

v. Ed. Westermarck. 2. Auflage. 589 Seiten.
10 M., Leinwbd. 11,50 M

Prospekte u. Verzeichnisse über kultur- und
sittengeschichtl. Werke gratis franko.

H. Baredorf, Berlin W30. Kottbuserstr. 51.

Seltenes Erotikum

Marquis de Sade, Justine und Juliette. Deutsch
übersetzt. 4 Bde. mit den 103 Abbildungen.
Gebunden, tadellos neu. Statt M. 125.— für
M. 75.— verkäuflich. Versendung nur gegen
Nachnahme des Betrages. Gefällige Zuschriften
unter R. Z. an die Expedition der Zukunft.

Schriftstellern

bietet sich vorteilhafte Gelegenheit zur

Publikation ihrer Arbeiten in Buchform.

Anfragen an den Verlag für Literatur, Kunst
und Musik, Leipzig 61.

Schriftstellern

bietet rühriger Verlag mit aufstrebender
Tendenz, Publikationsmöglichkeit. An-
fragen mit Rückporto unter L. E. 4106.
an Rudolf Mosse, Leipzig.

Geschäftliche Mitteilungen.

Moderne Erzeugnisse für Sport und Verkehr. Eine musterhafte industrielle Anlage.

Welcher Gebildete kennt heute nicht die „Continental“-Fabrikate? Der Radfahrer besitzt Continental-Pneumatiks zur Ausübung seines schönen Sports, der Automobilist benötigt in erster Linie zuverlässige Reifen für sein Fahrzeug und wählt deshalb Continental-Bereifung. Der Freund des Tennisballspiels kann nur Bälle für seinen Zweck gebrauchen, die peinlich genau gearbeitet sind und grosse Elastizität besitzen, sein Ball heisst „Continental“. Auch der Fussballspieler verwendet Continental-Fussballbläsen als Innenball. Der Verbrauch der „Continental“-Fabrikate beschränkt sich aber nicht nur auf unsere Mutter Erde, auch die Lüfte werden durch sie von den grossen aus Continental-Ballonstoff gebauten Luftschiffen, wie Zeppelin, Parseval, Militärluftschiff, Ville de Paris, Clément-Bayard und vielen andern. Zahlreiche Ballons und Aeroplane sind aus Continental-Stoff hergestellt und die Wissenschaft benützt Continental-Registrierballons zur Erforschung der Luftregionen bis zu 30000 Meter Höhe. Sämtliche Fabrikate und auch eine unzählige Menge technischer Erzeugnisse, die hier auszuführen der Raum nicht zulässt, gehen aus der Continental-Caoutchouc und Gutta-Percha Co. Hannover hervor, einer industriellen Anlage, die im Jahre 1872 begründet und mit etwa 80 Arbeitern in Betrieb gesetzt wurde. Seitdem ist das Werk stetig gewachsen und bis heute hat es eine derartige Erweiterung erfahren, dass die Anzahl der beschäftigten Personen mehr als 6000 beträgt. Die Anlage der „Continental“ ist weitaus die grösste dieser Art in Deutschland. Das Etablissement verfügt über eigene Maschinenbau-Werkstätten und Schlossereien, Drehereien, Tischlerei und Klempnerlei. Tag und Nacht ist eine eigene Feuerwehr anwesend, um bei eintretender Feuersgefahr sofort eingreifen zu können. In jedem Räume der Fabrik befindet sich ein elektrischer Feuermelder, welcher bei Entschung eines Brandes diesen selbstständig nach 2 Feuerwachen meldet. Die sonstigen Einrichtungen bilden das Muster eines rationalen Betriebes und ermöglichen es, Fabrikate von so hoher technischer Vollendung herzustellen, dass diese internationalen Ruf genossen und auf dem ganzen Erdball willigen Absatz finden. Auf allen beschickten Ausstellungen wurden die Erzeugnisse der „Continental“ prämiert und die Triumphe, welche speziell der Continental-Pneumatik bei Rennveranstaltungen und Zuverlässigkeitsfahrten im In- und Auslande erzielte, sind so bekant und so zahlreich, dass eine Aufzählung auch nur der wichtigsten sich hier erübrigt.

Vergnügungs- u. Erholungs-Reisen zur See

Teil Nordlandfahrten bis Dänemark
 n. d. Dampfer "Saxonia", "Saxonia", "Saxonia" (Hamburg) Juli 2
 n. d. Dampfer "Saxonia", "Saxonia", "Saxonia" (Hamburg) Juli 2
 n. d. Dampfer "Saxonia", "Saxonia", "Saxonia" (Hamburg) Juli 2

Reise nach Island und dem Nordsee
 n. d. Dampfer "Saxonia", "Saxonia", "Saxonia" (Hamburg) Juli 2
 n. d. Dampfer "Saxonia", "Saxonia", "Saxonia" (Hamburg) Juli 2

Wendlandfahrt n. d. Nordischen Inseln
 n. d. Dampfer "Saxonia", "Saxonia", "Saxonia" (Hamburg) Juli 2
 n. d. Dampfer "Saxonia", "Saxonia", "Saxonia" (Hamburg) Juli 2

Wendlandfahrt n. d. Nordischen Inseln
 n. d. Dampfer "Saxonia", "Saxonia", "Saxonia" (Hamburg) Juli 2
 n. d. Dampfer "Saxonia", "Saxonia", "Saxonia" (Hamburg) Juli 2

Hamburg-Amerika Linie
 Hamburg

Geschäftliche Mitteilungen.

Die Entwicklung des deutschen Privatversicherungswesens in dem Jahrgang 1902—1906 ist vor kurzem durch eine bedeutsame Veröffentlichung des Kaiserlichen Aufsichtsamts für Privatversicherung beleuchtet worden. Es ergibt sich daraus ein beständiger kraftvoller Aufschwung, der nicht etwa nur der günstigen wirtschaftlichen Lage dieses Zeitraums zu verdanken ist, da die Entwicklung in gleich erfreulicher Weise auch während der letzten beiden wirtschaftlich minder glänzenden Jahre weitergegangen ist. Interessant ist die Feststellung, dass sich das Versicherungsbedürfnis der Bevölkerung in der Weise gehoben hat, dass 1902 auf 9 Personen der Reichsbevölkerung eine Versicherung kam, 1906 aber bereits auf 7 Personen; bei der sogenannten grossen Lebensversicherung fiel die entsprechende Zahl von 23 auf 21, bei der Volksversicherung gar von 15 auf 11 Personen. Die versicherten Summen stiegen in der grossen Lebensversicherung von 7865 auf 9509 Millionen Mark; nehmen wir dazu noch die Milliarde des entsprechenden deutschen Geschäfts ausländischer Gesellschaften, so kommen wir für Deutschland auf einen Betrag von weit über 10 Milliarden Mark Versicherungssumme allein in der grossen Lebensversicherung. In der Feuerversicherung hoben sich die bei den deutschen Uniegnahmen versicherten Summen von 93 auf 112 Milliarden Mark. In der Unfallversicherung stieg die Prämieninnahme des deutschen Geschäfts von rund 34 auf 42 Millionen Mark, und in der Haftpflichtversicherung war die Zunahme noch auffälliger, nämlich von fast 26 auf über 40 Millionen Mark, wovon allein auf das einzige Gegenseitigkeitsinstitut in diesem Zweige, den Allgemeinen Deutschen Versicherungs-Verein in Stuttgart, an 13 Mill. entfallen. Ähnlich ist die Entwicklung in den übrigen Zweigen der privaten Versicherung, eine Erscheinung, die schon von rein wirtschaftlichem Standpunkt betrachtet, um so bedeutungsvoller ist, wenn wir neben dem unschätzbaren Wert der Versicherung für die Nächstebeteiligten an die Wichtigkeit der Anlage so gewaltiger Summen für den Kapital- und Hypothekenmarkt, wie an die immer steigende Zahl der im Versicherungsgewerbe beschäftigten Personen denken. (P.)

Das Institut für Finanz- und Rechtshilfe zu Berlin, Alvenslebenstr. 12a, auf welches schon in No. 24 unserer Zeitschrift aufmerksam gemacht worden ist, hat unter seine Aufgaben neuerdings namentlich auch die Vertretung geschädigter oder in ihren berechtigten Interessen bedrohter Aktionäre, Gewerken, Anteilhaber usw. in Versammlungen der betreffenden Aktiengesellschaften, Gewerkschaften usw. aufgenommen. Bei der gänzlichen Unabhängigkeit dieses Instituts von allen etwaigen Nebenrücksichten und vermöge seiner sachkundigen Leitung erscheint dasselbe auch hieszu besonders empfehlenswert.

Dr. Ziegelroth's Sanatorium

nach wie vor

Zehlendorf bei Berlin (Wannseebahn)

(Heilmethode Dr. Lahmann)

2 Aerzte. Leitender Arzt: **Dr. Hergens.**

Prospekte durch die Verwaltung.

Schockethal bei Cassel
Physikal. diätet. Heilanstalt mit modern. Einrichtung. Gr. Erfolg. Entzück. sehr geschützt. Lage. Zeitig. Frühling, mäßig. Sommertemp. Prospekt gratis. Tel. 191 Amt Cassel. **Dr. Schaumlöffel.**

Harzburger Jungborn!

Gr. Luftparks mit Lufthauskolonie, Glashallen u. Turngerät. Anerkannt vorzügl. Verpfl. Ia. Ref. b. l. d. höchst. Kreisen. **G. Hancke** in **Sophienhöhe**, 2 km von Bad Harzburg.

Dr. Möller's Sanatorium

Brockstr. Dresden-Loschwitz Prop. Dr.

Diätet. Kuren nach Schroth.

Sanatorium von Zimmermannsche Stiftung Chemnitz.

Diät. milde Wasserkur, elektrische und Lichtbehandlung, seelische Beeinflussung, Zanderinstitut, Röntgenbestrahlung, d'Arsonvalisation, heizbare Winterluftbäder, behagliche Zimmereinrichtung. Behandlung aller heilbarer Kranken, ausgenommen ansteckende und Geisteskranken.

Illustrierte Prospekte frei.

Chefarzt **Dr. Loebell.**

Bilz'
Sanatorium
Dresden-
Radebeul



3 Aerzte

(Gute Heilerfolge. Prospekte frei)

Bad

Gebirgsluftkurort und Solbad.

Mehr als Silber und Gold hebt **Kroden's** heilige Quelle aus der Tiefe empor, den Schatz der Schätze:

— GENEESUNG! —

Jll. Führer, Wohnungsbuch mit allen Preisen, Brunnenbrochure frei durch

Herzogl. Badekommissariat
Kurzeit 15. Mai bis 15. Oktbr.

Harzburg.

Westerland

25 000 Besucher •

Familienbad

Sylt

Modernes Warmbadehaus mit grossem In'sanatorium, Luft- und Sonnenbad. Beliebtestes Nordseebad mit stärkstem Wellenschlag, Meilenlanger, staubfreier Strand. Grossartige Dünenlandschaften. Prospekte kostenlos durch die **Badedirektion Westerland** u. durch alle Reisebureaus u. Eisenbahnauskunftstellen.

WELT-DETEKTIV

PREISS-BERLIN 75 Leipziger Strasse 107 C.
Nähe Friedrichstr. Tel.: 13571.

Beobachtungen, Ermittlungen in allen Vertrauenssachen.

Heirats-Auskünfte über Vorlieb, Lebensweise, Ruf,
Charakter, Vermög., Einkomm.,
Gesundheit etc. von Personen an
all. Platz. d. Erde. **DISCRET. GESCHÄFTS-CREDIT-AUSKUNFTE**
EINZELN U. IM ABONNEMENT. GRÖSSTE INANSPRUCHNAHME!

Beste Bedienung bei solidem Honorar.

Jeder deutsche Arzt

wird bestätigen, dass Gicht, Arterienverkalkung, Magen- und Darmleiden, Verstopfung, Leber- und Nierenleiden zuverlässig durch die Trinkkur mit der isotonischen Virchow-Quelle geheilt werden. Aerztliche Gutachten gratis und franco durch Versand-Kontor Eltville Z. 30 Flaschen M. 18. — frachtfrei. Nachnahme.

Chiemsee-Sanatorium
bei Prien — Tour —
München-Salzburg.

Haus I. Ranges f. physik.-diät. Kuren,
Nerv-, Frauen- u. Stoffwechsellkrankh.,
Spezialbehdlg. v. Krankh. d. Atmungs-
organe, Asthma (auss. Tuberkulose),
Auch f. Erholungsbed. u. z. Nachkur!
Herrl. Lage an Wald-, See- u. Hochgeb.
Sonnen- u. Fehbäder. Inhalationen. Lähmann Diät. Dir. Arzt Dr. Löttrich.

Alter Badesort — Sport. Moderne Bade- u. elektr. Einrichtung. Luft-,
Sonnen- u. Fehbäder. Inhalationen. Lähmann Diät. Dir. Arzt Dr. Löttrich.

Prospekte frei.

NORDSEEBAD

Borkum
genannt: „Die grüne Insel“

1908: 25 665 Besucher

Schönster Strand, starker Wellenschlag, ozeanische Seeluft. Herren-, Damen- u. Familienbadestrand. Licht- und Luftbad. Allen hygienischen Anforderungen ist genügt. — Tägliche Dampfschiffsverbindungen. — Prospekte, Fahrpläne gratis durch die Bade-Direktion und bei Hassestein & Vogler A.-G.

Kühler's Strandhotel. I. Haus am Platze. Man verlange Prospekt.

OPEL Rüsselsheim ^aM

Nähmaschinen
Fahrräder
Motorwagen

Man verlange Preisliste.

Hötelbetriebs-Aktiengesellschaft **Conrad Uhl's Hötel Bristol-Centralhötel.**

Bilanz per 31. März 1909.

Aktiva.		Passiva.			
	ℳ	✶		ℳ	✶
An Grundst.-Cto. Hötel Bristol	8 500 625	—	Per Aktien-Kapital-Conto	7 000 000	—
• Gebäude-Cto. Hötel Bristol	3 373 869	40	• Vorz.-Aktien-Kapital-Conto	2 800 000	—
• Gebäude-Einrichtungs-Conto			• Reservefonds-Conto	4 900 000	—
• Centralhötel	40 000	—	• Hypotheken-Schulden-Cto.		
• Inventar-Cto	1 230 000	—	• Behrenstr. 67	1 000 000	—
• Neuausstattungs-Cto	335 000	—	• Cto. f. vorausbez. Mieten	27 000	—
• Maschinenanlagen-Cto	470 000	—	• Diverse Kreditores	728 265	53
• Werkstatt-Einrichtungs-Cto.	13 500	—	• Dividenden-Cto 19-1908	200	—
• Diverse Debitores	1 885 235	96	• Dividenden-Cto 1907/08	2 850	—
• Kassa-Cto	14 131	59	• Gewinn- und Verlust-Cto	1 056 305	62
• Berechtigungs-Cto	1 000 000	—			
• Cto. f. vorausbez. Prämien	11 809	01			
• Effekten-Cto	6 035	40			
• Waren-Vorrats-Cto	634 323	79			
	17 514 621	15		17 514 621	15

Gewinn- und Verlust-Cto.

Debet.		Kredit.			
	ℳ	✶		ℳ	✶
An Steuern- u. Hausabgab.-Cto.	206 189	68	Per Saldo-Vortrag	297 980	79
• Gebäude-Instandhaltungs-Cto			• Zinsen-Cto	45 981	52
• Centralhötel	91 306	08	• Grundstücks-Vermietungs-Cto		
• Salär-Cto	301 458	37	• Hötel Bristol	104 825	—
• Lohn-Cto	429 410	35	• General-Betriebs-Cto	2 276 306	89
• Hypotheken-Zinsen-Cto					
• Behrenstr. 67	35 000	—			
• General-Unkosten-Cto	71 031	54			
• Abschreibungen	534 322	56			
• Gewinn	1 056 305	62			
	2 725 094	70		2 725 094	70

Die in der heutigen ordentlichen Generalversammlung für das Geschäftsjahr 1908/09 auf 9% = M. 90.— pro Stammaktie, 5% = M. 50.— pro Vorzugsaktie festgesetzte Dividende gelangt vom 3. cr. ab gegen Einreichung des Dividendenscheines No. 12 resp. No. 2 bei den Herren Braun & Co., hier, Eichhornstr. 11, bei der Deutschen Bank, hier, bei den Herren Koppel & Co., Bankgeschäft, hier, Pariserplatz 6 zur Auszahlung.

Berlin, den 2. Juli 1909.

Der Vorstand: Eikan. Schmidt.

Berlin - Hamburger Kolonial - Kursbericht

herausgegeben durch das

Deutsche Kolonialkontor G. m. b. H.

erscheint jeden Sonnabend

Post-Abonnement 90 Pf. per Quartal

Leipziger Werkzeug-Maschinenfabrik

vorm. W. von Pittler, Aktiengesellschaft

in Wahren bei Leipzig.

Auf Grund des von der Zulassungsstelle genehmigten, bei uns erhältlichen Prospektes sind

nom. M. 400 000,— neue Aktien

der

Leipziger Werkzeug-Maschinenfabrik

vorm. W. von Pittler, Aktiengesellschaft

zum Handel und zur Notiz an der Berliner Börse zugelassen worden.

Berlin, im Juli 1909.

Commerz- und Disconto-Bank.

Preussische Pfandbrief-Bank.

Auf Grund Königlichen Privilegs und ministerieller Genehmigung sollen
M. 30 000 000.— 4 % Hypotheken-Pfandbriefe, Em. XXIX,
 nicht rückzahlbar vor 1. Januar 1919,

von der Bank verausgabt werden. Die Pfandbriefe sind an der Berliner Börse prospektmässig zur amtlichen Notiz zugelassen und werden demnächst an der Frankfurter Börse eingeführt. Sie sind in Stücken von 100, 300, 500, 1000, 3000 und 5000 Mark ausgefertigt und mit halbjährlich Januar-Juli fälligen Zinsscheinen versehen.

Die den Pfandbriefen zugrunde liegenden Deckungs-Hypotheken werden nach den Bestimmungen des Hypothekendarlehensgesetzes und ausschliesslich zur ersten Stelle abgeschlossen, sie ruhen in der Hauptsache auf Wohnhäusern in Städten von mehr als 10 000 Einwohnern. Objekte ohne dauernd gesicherten Ertrag, wie Bauterrains, Fabriken, Bergwerke, Hotels, Theater etc. hat die Bank von der Beleihung ausgeschlossen.

Die Pfandbriefe der Preussischen Pfandbrief-Bank sind im Lombardverkehr der Reichsbank gleich inländischen Staatspapieren in Klasse I lombardfähig und ausserdem bei verschiedenen Staatsinstituten zur Beleihung zugelassen. Sie können zur Belegung von Heiratskautionen für Offiziere des Preussischen Heeres Verwendung finden und dürfen nach den gesetzlichen Bestimmungen von Berufsgenossenschaften erworben, sowie von Lebens-Versicherungsgesellschaften zur Anlegung eines Teiles ihrer Prämienreserven benutzt werden. Sie sind als Lieferungs-Kautionen verwendbar bei der Reichs-Post- und Telegraphen-Verwaltung, und den Staatsverwaltungen der Mehrzahl der Deutschen Bundesstaaten, sowie der Reichslande Elsass-Lothringen. Sie können ferner als Lieferungs-Kautionen Verwendung finden bei einer Reihe Preussischer Provinzial-Verwaltungen und bei den Kassen der grösseren deutschen Städte.

Die Bank hat ein Aktienkapital von M. 18 000 000.—, Reserven und Vortrag von ca. M. 8 000 000.—, Emissionspapiere sind bisher verausgabt ca. M. 340 000 000.—, Darlehensforderungen erworben ca. M. 350 000 000.—, Die Dividende betrug in den letzten Jahren $7\frac{1}{2}\%$.

Die vorbezeichneten Hypotheken-Pfandbriefe sollen freihändig gegeben werden. Stücke, sowie Prospekte sind bei der Gesellschaft und der Mehrzahl der deutschen Banken und Bankfirmen erhältlich, bei denen auch die Zinsscheine 14 Tage vor Fälligkeit kostenfrei eingelöst werden.

Preussische Pfandbrief-Bank

Dannenbaum.

Gortan.

Gustav Genschow & Co. Aktiengesellschaft, Berlin.

Auf Grund des von der Zulassungsstelle genehmigten und bei uns erhältlichen Prospektes sind

Nom. M. 1 500 000 Aktien

der

Gustav Genschow & Co. Aktiengesellschaft, Berlin

No. 1—1500, 1500 Stück jedes zu M. 1000

zum Handel und zur Notiz an der Berliner Börse zugelassen worden.

Berlin, im Juli 1909.

C. Schlesinger-Trier & Co.

Commanditgesellschaft auf Actien.

„Ferabin“-Handlampen mit Trockenbatterien

D. R. P.
und D. R. G. M.

Handlampe I

57

Handlampe II

17

Brennstunden
ununterbrochenH. Prüfungsschein
des Physikal.
Staatslaboratori-
ums in Hamburg.

Prospekt franko!

Adolph Wedekind

Fabrik galvanischer Elemente

Hamburg 36, Neuerwall 36.

Wie gewinnt man
neue Lebensfreude? oder das Sexual-
Nerven-System des Menschen und dessen
Auffrischung und Kräftigung durch ein ge-
probtes Verfahren. Broschüre von Dr. Pöche
geg. 25 Pf. frei. **Gustav Engel,**
Berlin W. 150, Potsdamerstrasse 111.



Gegen
Monatsraten
Uhren aller Art, Gold-,
Silber-, Allende- und Kupferwaren,
Grammophone, Musikern, optische Ap-
parate, feine Lederwaren, Koffer etc.
Dieses Preisbuch gratis und franko.

Grau & Co., Leipzig 231

Vertragsfirma der meisten Be-
amten-Vereine.
Auf alle Uhren 2 Jahre
Garantie.

Herz
Stiefel

mit dem Herz
auf der Sohle

Ami Pl. 8133

Siedrung & Belgard

BERLIN W. 9, Bellevuestr. 41 vis-à-vis Hotel Esplanade.

Salon eleganter Pariser Toiletten

Ami Pl. 8133



KALASIRIS

Korsett-Ersatz für Gesunde! Leibbinde für Kranke!

Epochemachende Neuheit!

Patentiert in allen Kultur-Staaten.

Idealster, alle hygienischen Anforderungen erfüllender Korsett-Ersatz.
Macht hochhelegante, der neuesten Mode entsprechende, schlanke Figur,
ohne Einschränkung in der Taille; beseitigt Fettablagerung und starke Hüften.

Man verlange kostenlos illustrierte Broschüre und Auskunft von

Kalasisiris G. m. b. H., Bonn am Rhein.

„Benefactor“ verfolgt das Prinzip Schultern zurück, Brust heraus!

bewirkt durch seine sinnreiche Konstruktion
sofort gerade Haltung ohne Be-
schwerde u. erweitert die Brust!

Beste Erlindung für eine gesunde militärische Haltung.

Für Herren und Knaben gleichzeitig Ersatz für Hosenträger.

Preis Mk. 4.50 für jede Grösse.

Bei sitzender Lebensweise unentbehrlich. Massung: Brustumf., mässig stramm, dicht unter den Armen

gemessen. — Für Damen ausserdem Tailleweite.

Bei Nichtkonvenienz Geld zurück!

Man verlange illustrierte Broschüre.

E. Schaefer Nchf., Hamburg 94.

Für die Reise:



Garderoben-Koffer
 Kupee-Koffer
 Reise-Koffer
 Handtaschen
 Rucksäcke
 Herren- und
 Damen-Plaids
 Plaid- und
 Garderobe-Hüllen
 Reisekörbe
 Elegante Damen-
 Staubmäntel
 Moderne
 Schuhwaren

in grösster Aus-
 wahl zu
 billigsten Preisen

Passage-Kaufhaus

Betriebsgesellschaft m. b. H.

Friedrichstr. 110-112

BERLIN. Oranienburgerstr. 54-56 a

MORPHIUM

Entwöhnung absolut zwanglos und ohne Entbehrungscheinung. (Ohne Spritze.)

Dr. F. Müller's Schloss Rheinblick, Bad Godesberg a. Rh.

Modernstes Specialsanatorium.
Aller Comfort. Familienleben.
Prosp. frei. Zwanglos. Entwöhn. v.**ALKOHOL****ROSE's Uebersetzungsbureau**

für 64 mod. Sprachen.

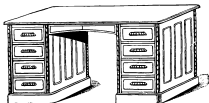
Berlin S. 42, Ritterstr. 13 pt.

„KANZLER“beste deutsche Schnell-**Schreibmaschine**Trägerin der **Meisterschaft von Deutschland**(errungen im Wettkampf mit den **ersten Marken der Welt**)**6 Goldmedaillen!****1 Grand Prix!**

16 Anschläge pro Sekunde! * 20 Durchschläge auf einmal! * Garantierte Zeilengeradheit!

= Kein Verklappen der Hebel!! =

Kanzler-Schreibmaschinen A.-G., Berlin W. 8, Friedrichstr. 71.

**A. Heinemann & Co.**

Fabrik moderner Büromöbel

BERLIN SW., Wilhelmstr. 106. Fernruf I, 7040.

Ostertag
Über **25.000** Kassen
geliefert.

Ostertag-Werke A. G.
Berlin SW. Friedrichstr. 43
an der Kochstr.



D-Züge
Berlin-München
bis
Rudolstadt

Wegen Wagenfahrt
(1 1/2 Stunde) durch
das Schwarzwald
drahtet:

Huebner,
Schwarzburg



OLIVER

Gesamtweltung
270 000
Maschinen
das sind
270 000
Referenzen.

Ist der Name der Schreibmaschine der Gegenwart und
Zukunft, der Schreibmaschine von enormer Lebensdauer,
von unerreichter Leistungsfähigkeit und Zuverlässigkeit!

Prospekte und Probeflieferung kostenfrei und ohne Verbindlichkeit
jederzeit durch:

„Oliver“ Schreibmaschinen-Ges. m. b. H.

SW. Berlin, Charlottenstr. 19 u. 23. Tel. I, 4893

oder deren Niederlagen und Vertretungen in allen grösseren Städten.

● **Hetaera-Krema**

(Name ges. gesch.)

Nur für Teint, à Tube 90 Pfg.

Hetaera-Hand-Krema

zur Handpflege (u. Wundsein) à Dose 20 Pf.

Chem. Laborat. Hetaera, Dresden 10.

**Photograph.
Apparate**

Neueste Modelle mit erstklassiger
Optik renommierter optischer
Firmen zu Original-Preisen.
Moderne Schnelllinsen-Cameras.
Bequemste Teilzahlung
ohne jede Verzinsung.

Binocles und Ferngläser.
Illustrierte Kataloge kostenfrei.

Schoenfeldt & Co.

(Inhaber Hermann Roscher)

Berlin SW., Schönbergstr. 9.

Sommeraufenthalt.

Im herrlichen Zackental!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt
pr. Tag von M. 10. — ab.

**„Sanatorium
Zackental“**

(Camphausen)

Bahnlinie Warmbrunn-Schreiberhau, T. 11.

Petersdorf im Riesengebirge

(Bahnhof)

für chronische innere Erkrankungen, neu-
rasthische, Rekonvaleszenten-Zustände
Diätetische, Brunn- u. Entziehungskuren.

Für Erholungssuchende, Wintersport.
Nach allen Errungenschaften der
Neuzzeit eingerichtet. Windgeschützte,
nebelfreie, nadelholzreiche Höhenlage.

Seehöhe 450 m. Ganzes Jahr besucht.
Näheres die Administration in

Berlin SW., Buckerstrasse 115.

Inseraten-Annahme für „Die Zukunft“ durch Anzeigenverwaltung (Alfred Reiner), Berlin SW. 68, Kochstr. 13a, Fernapp. VI, 567 sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditoren.



Henkell Trocken